Ph.pr.
1074
t

Ph. pr. 1074 t Schmid.

<36635075570019 S

<36635075570019

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber

# Menschenliebe.

Ein Lehrbuch
zur Weckung und Begründung guter Gesinnungen.

Von

Johann Michael Schmid,
Pfarrer zu Honsolgen und Professor zu Dilingen.

Min. d. Innern

Ungebunden 24 kr.

München, 1805.
Im churfürstl. deutschen Schulbücherverlage am Rindermarkte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Vorbericht.

Die gegenwärtige Schrift wurde durch eine Preisaufgabe aus **Brünn** veranlaßt. Ein Menschenfreund war von der Wichtigkeit eines guten Lehrbuches der Menschenliebe so lebhaft überzeugt, daß er zur Ausarbeitung eines solchen durch einen Preis aufforderte. Von der nämlichen Ueberzeugung durchdrungen, unterzog ich mich dieser Arbeit, und hiemit übergebe ich dieselbe dem Publikum.

Die Aufschrift des Buches zeigt hinlänglich an, was in demselben abgehandelt wird, und wie es abgehandelt seyn sollte. **Menschenliebe** ist der Gegenstand dieses Buches, ein Gegenstand, der es werth ist, daß er von allen Seiten beleuchtet, und für jedes Zeitalter wichtig gemacht werde. Es kommt hier nicht darauf an, daß man etwas Neues vortrage, wohl aber wird von einer solchen Schrift mit Recht gefordert, daß sie alles dasjenige enthalte, was für einen jeden Menschen von was immer für einem Stande, Alter oder Geschlechte und für alle Verhältnisse, in denen wir uns gegen einander befinden, als Aeltern, Kinder, Freunde, Bekannte, Hohe, Niedere, Reiche, Arme, Freunde, Feinde u. s. w. nothwendig oder besonders nützlich ist, und daß alles dieses **so vorgetra-**

**tragen** werde, daß es alle Leser, denen es um Wahrheit zu thun ist, auch ohne eigentliches Studium verstehen können.

Ob ich diesen Forderungen Genüge geleistet habe, mögen billige Leser beurtheilen.

Da **Beyspiele** und **Denksprüche** ungemein viel beytragen, das Gesagte dem Herzen und Verstande tiefer einzuprägen, so schaltete ich hie und da diejenigen ein, welche mir passend schienen. Mit Zitaten wollte ich das Buch nicht vergrößern, indem sie den Bessern, welchen daran gelegen seyn mag, schon bekannt sind, oder es leicht werden können.

Dem **Evangelium** verdanken wir den besten Unterricht über wahre Menschenliebe: ich hielt es daher für das Zweckmäßigste, denselben in einer ununterbrochenen Uebersicht darzustellen.

Sonst habe ich weder auf religiöse, noch auf politische Verhältnisse eine besondere Rücksicht genommen, weil diese eigentlich keine Aenderung in unsrer guten Gesinnung machen dürfen. Ich sage ohne alle und jede Nebenabsicht, was mir für einen jeden Menschen, in was immer für einem Kleide wahr und brauchbar schien. Einiges davon dürfte wohl auch Freunden des tiefern Denkens willkommen seyn. Das Ganze könnte besonders Schullehrern bey dem Unterrichte der Erwachsenen gute Dienste leisten.

Dilingen im May 1805.

Der Verfasser.

# Inhaltsanzeige.

I. Einleitung. . . . . . . . . . Seite 1
1. Was ist die Liebe? . . . . . . 1
2. Wie können . . . . . . . . 12
3. Wie sollen wir unsre Mitmenschen lieben? . . . . . . . . . . 21
II. Allgemeine Menschenliebe. . . . . . 23
III. Besondere Menschenliebe. . . . . . 33
1. Unter Menschen, welche von einander unabhängig sind. . . . 36
a Auf Reisen. . . . . . . 37
b Bey Besuchen. . . . . . 39
c Bey Ergötzlichkeiten. . . . 41
d Bey Zusammenkünften. . . 45
e In Geschäften. . . . . . 52
f Durch Schicksale. . . . 55
g Durch Verhältnisse. . . . 59
h Durch Gastfreundschaft. . . 63
2. Unter Menschen, die unwillkürlich von einander abhängig oder unabhängig sind. . . . . . 66

a Als

a Als Kinder. . . . . . . 68
b Aeltern. . . . . . . 69
c Unterthanen. . . . . . 73
d Obrigkeiten. . . . . . 76
3. Unter Menschen, die aus freyem Willen von einander abhängig sind oder nicht. . . . . . . . . 87
a Im Nährstande. . . . . 88
b — Wehrstande. . . . . 90
c — Lehrstande. . . . . 94
1. Als Lehrer. . . . . . . . 95
2. — Aerzte. . . . . . . . 100
3. — Obrigkeiten. . . . . 103
d Im Ehestand. . . . . . . 111
e Als Unverheurathet. . . . 115
4. Einfluß der besondern Lage auf Menschenliebe. . . . . . . . . 122
a Im Glück. . . . . . . . 122
b Im Unglück. . . . . . . 127
1. Arme. . . . . . . . . . 134
2. Kranke. . . . . . . . . 137
5. Einfluß des verschiedenen Verhaltens unserer Mitmenschen auf Nächstenliebe. . . . . . . . . . 140
a Gegenliebe. . . . . . . 141
b Freundschaft überhaupt. . . 146

Seite

c Freundschaft unter Eheleuten ins Besondere. . . . . . 149
d Vorsichtsregeln. . . . . . 152
e Feindesliebe. . . . . . . 154
a Grobheiten. . . . . . 156
b Unrecht. . . . . . . 160
c Mißhandlungen. . . . . 166
f Abbitte. . . . . . . . 174
g Duelle. . . . . . . . 176
h Kriege. . . . . . . . 179
IV. Segen der Nächstenliebe. . . . . . 182
V. Christliche Menschenliebe. . . . . . 185
1. Begriff davon. . . . . . . 186
2. Gründe dafür. . . . . . . 190
3. Auf Reisen. . . . . . . . 194
4. Bey Besuchen. . . . . . . 196
5. Bey Ergötzlichkeiten. . . . . 198
6. In Gesellschaften. . . . . . 201
7. In verschiedenen Schicksalen. . . 202
8. Durch Gastfreundschaft. . . . 204
9. Zwischen Aeltern und Kindern. . 204
10. Zwischen Obrigkeiten und Unterthanen. . . . . . . . . . . 206
11. Im Wehrstande. . . . . . . 208
12. Im Lehrstande. . . . . . . 208

Seite
13. Als Verheurathet oder Unverheurathet. . . . . . . . . . . 209
14. Im Glücke. . . . . . . . . . 211
15. Im Unglücke. . . . . . . . . 212
16. Christliche Feindesliebe. . . . 215
VI. Beschluß. . . . . . . . . . . . 218

# I.

# Einleitung.

Wir haben vorzüglich die zwey Fragen zu beantworten: **Warum** soll ein Mensch den andern lieben? — und: **Wie** soll ein Mensch den andern lieben? — Wer sieht aber nicht, daß die Beantwortung dieser Fragen sehr mangelhaft und unbefriedigend ausfallen müßte, wenn nicht vor Allem gezeigt würde: **Worinn** Liebe überhaupt, und Menschenliebe ins besondere bestehe? — also:

## 1.

## Was ist die Liebe?

Was wir mit dem Wort Liebe bezeichnen, drücken wir auch mit andern Worten aus. Anstatt immer zu sagen: Wir lieben dieß oder jenes, sagen wir auch: Wir haben dieß oder jenes gerne — wir haben Neigung dazu, Verlangen darnach, — es liegt uns am Herzen, wir sind dafür eingenommen, u. dgl.

Wenn wir nun bedenken wie oft wir diese und ähnliche Ausdrücke brauchen, und brauchen müssen, wenn wir dasjenige aussprechen wollen, was wir alle Tage und Stunden empfinden, so sehen wir, daß die Liebe etwas ist, das dem Menschen unablässig beywohnt.

Wer weiß auch nicht, daß die Liebe von entscheidendem Einfluß auf den ganzen Charakter des Menschen ist. Für irgend etwas Liebe haben, macht den ganzen Menschen verächtlich oder achtungswerth. Das Urtheil: Diese Person ist für dieß oder jenes eingenommen, sagt beynahe alles, was man zu wissen braucht, um dieselbe gehörig zu schätzen. So bald sich die Liebe unsers Herzens für irgend etwas bemächtiget hat, giebt sie unsrer ganzen Handlungsweise eine Richtung, bey der es nicht lange zweifelhaft seyn kann, zu was für einer Klasse der Menschen wir gehören. Rühmliche und schlechte Thaten, edle und abscheuliche Züge sind das Werk der Liebe.

**Was** ist doch die Liebe, die dem Menschen so natürliche, und sein Innerstes ergreifende Liebe? —

Ich halte dafür, daß uns die vollständige Auflösung dieser wichtigen Frage vorzüglich dadurch sehr einleuchte, wenn wir bedenken, wie die Liebe in dem Herzen des Menschen beginnt, und wie sich dieselbe nach und nach entwickelt.

Wir

Wir fangen unser Leben an, ohne zu wissen, daß wir leben: wir empfinden, ohne unsre Empfindung von dem zu unterscheiden, wodurch sie erregt wird. Wir erhalten mancherley Eindrücke: einige Eindrücke kommen uns angenehm, andere unangenehm vor, und lange bedenken wir nicht, was diese Eindrücke verursachet. Anfangs verhalten wir uns dagegen blos leidend; doch wird eben durch diese Eindrücke unsre Thätigkeit rege gemacht; und worinn besteht diese? — Offenbar darinn, daß wir uns dem, was wohl thut, hingeben, und von dem, was wehe thut, zurück ziehen. Die allererste Periode unsers Lebens ist das Leben der Blume, welche sich den holden Sonnenstrahlen entgegen neigt, vor rauhen Winden aber zurück zieht. Und was ist nun dieses **Hinneigen**, dieß **Hingeben seiner Selbst**? — Es ist Liebe!

Nach und nach erlangen die Sinne des Kindes mehr Stärke, allmählig unterscheidet es die Empfindung von dem Empfindungerregenden, und endlich fangt es an, von sich selbst auszugehen, sich zu vergessen, und mit etwas anderm zu beschäftigen. Nun erhält es mancherley Vorstellungen, und endlich gelangt es zum Bewußtseyn seiner Selbst. Was sind nun dieß für Vorstellungen? — Es sind Vorstellungen von dem, womit sich das Kind am liebsten be-

schäftiget, also Vorstellungen von Personen und Dingen, welche ihm angenehm sind, und zu denen es eben darum Neigung fühlt — kurz die es liebt; dazu dringen sich dann auch Vorstellungen von dem auf, was wehe thut, Eckel und Abneigung erregt.

Wie unterscheidet sich nun diese Liebe des Kindes von derjenigen, welche in seinen ersten Lebenstagen statt fand? — Unstreitig durch Bewußtseyn. Anfangs gab es sich hin, ohne zu wissen, wem es sich hingab: jetzt weiß es dieses, unterscheidet Personen und Gegenstände, kennt sie, lernt sie mit Namen nennen u. d. gl. Seine erste Liebe ist ein ganz blindes, unwillkührliches Hingeben seiner Selbst; nachdem es nun zum Selbstbewußtseyn gelangte, ist sein Hingeben eben so unwillkührlich wie zuvor, aber nicht mehr so blind. Liebe also bleibt immer ein Hingeben seiner Selbst: in unsrer ersten Lebenszeit zwar ein **Hingeben** ohne Bewußtseyn, nachher ein **Hingeben** mit Bewußtseyn.

Mit den Jahren nehmen unsre Organe an Festigkeit zu; wir gewöhnen uns an die Eindrücke von aussen, und werden gleichgültiger gegen die Reize derselben. Zugleich aber empfinden wir mancherley Bedürfnisse, und werden uns derselben je länger je mehr bewußt. Wir bleiben nun nicht immer bey dem stehen, was uns unmittelbar rührt, unmittelbar wohl oder wehe thut:

wir

wir lernen die Dinge auch kennen, in wie ferne sie uns mit der Zeit, und durch andere Dinge, das ist, mittelbar wohl oder wehe thun. Sehr frühzeitig unterscheiden wir zwischen Angenehm und Nützlich, und lernen beydes mit dem Worte gut bezeichnen. Bey gesunden Sinnen und einiger Uebung des Verstandes kann uns auch die Bemerkung nicht entgehen, daß einige Sachen durch ihren Anblick schon eine Art von Wohlseyn verursachen, ohne einen weitern Genuß derselben, welche wir dann schön nennen, die aber, welche den entgegen gesetzten Eindruck machen, häßlich, wild, u. d. gl. Wir sind nun nicht mehr, wie in unsrer ersten Kindheit, auf das Wenige beschränkt, was unsre Sinne unmittelbar berührt. So wie wir in unser jugendliches Alter treten, erweitert sich unser Gesichtskreis mit jedem Tage. Wir lernen viele Dinge kennen, und lernen sie von verschiedenen Seiten kennen. Es kann nicht anders geschehen, als daß wir von einigen angezogen, von andern zurückgestossen werden. Unsre Bedüfnisse zwingen uns, mancherley zu suchen, wir sind uns selbst nicht genug, und sehnen uns nach etwas anderm: unmöglich können wir gar nichts wünschen, gar nichts genießen, nichts lieben. Wir müßten unsre Natur ausziehen, wenn wir nicht bey einigen Dingen Lust, Gefallen, und bey andern Eckel und Widerwillen empfänden. Liebe ist mit un-

serm Leben unzertrennlich verbunden: wir lieben unsrer Natur gemäß das **Angenehme**, das **Nützliche**, das **Schöne**.

Wie ist nun diese Liebe unsers jugendlichen Alters von der unsrer Kindheit verschieden? — Sie ist beydesmal ein Hingeben seiner Selbst, geschieht beydesmal mit Bewußtseyn. Aber in der Jugend sind wir bey unsrer Liebe unabhängiger, als in der Kindheit. Diese hängt ganz an dem Gegenwärtigen, und der Mensch benimmt sich dabey in jedem Augenblicke nach demjenigen Eindruck, den grade jetzt ein Gegenstand macht. Bey etwas reifern Jahren erheben wir uns über das Gegenwärtige, und umfassen auch das Abwesende und Zukünftige. Ferners: in unsrer Kindheit lieben wir ohne alle weitere Absicht, geben uns nur dem hin, was wohl thut, und nur darum: weil es wohl thut. Bey gesetzterm Alter können wir von dem Eindruck, den etwas gerade jetzt macht, absehen, und dasselbe liebenswerth finden wegen dem, was es uns erst in Zukunft gewährt. Als Kinder wissen wir zwar, was wir lieben, bey reiferm Verstande können wir eine Ursache unsrer Liebe angeben. In unsrer Kindheit endlich lieben wir unwillkührlich, wir können das, was einen angenehmen Eindruck auf uns macht, nicht lieben, können uns von dem Sanften, dem Süßen unmöglich wie vor dem Un-

angenehmen zurückziehen. Bey mehr Selbstständigkeit, der wir uns mit den Jahren nähern, empfinden wir zwar das Angenehme des Eindrucks, wir geben uns aber demselben nur in soferne hin, als wir uns damit begnügen wollen, also immer mit einiger Wahl und einigem Entschluße.

Kenntniß, Absicht, Willkühr sind also diejenigen Eigenschaften, durch welche sich die Liebe unsers jugendlichen Alters vor unsrer Kindheit ausnimmt, und ihr in so ferne vor dieser einen Vorzug giebt. Sind wir aber bey der Liebe unsrer Jugendjahre wohl auch glücklicher als bey der unsrer Kindheit? — Der allgemeinen Erfahrung zufolge bey weitem nicht allzeit. Wie viele haben bey reifern Jahren recht sehr Ursache, sich die glückliche Unwissenheit und Unbefangenheit ihrer Kinderjahre zurück zu wünschen! Nämlich die Liebe unsers jugendlichen Alters ist ihrer Natur gemäß **unstätt**. Eben weil man viele Gegenstände, und diese von mehrern Seiten kennen lernt, wird man sehr geneigt, sich bald diesem, bald jenem, bald in dieser, bald in einer andern Absicht hinzugeben. Was wurde bisher, und was wird wirklich für angenehm, für nützlich, für schön gehalten, als solches ergriffen und gesucht? Stellen wir an hundert junge Leute die Frage: Was hältst du für schön, für nützlich, für gut? — Wir werden eben so vielerley zum Theil sich widersprechende Antworten erhalten. Wie

Wie kommen wir aus dieser Verwirrung zur Gewißheit, aus dieser Unstättigkeit zur Festigkeit, aus diesem Hin- und Herschwanken zur Selbstständigkeit? — Unstreitig nur durch bessere Grundsätze! Erst wenn wir aus den tausenderley möglichen Zwecken und Absichten, den einzig wahren Endzweck, die wahre Bestimmung kennen und schätzen lernen, welche wir haben, und welche alles um uns her hat; erst wenn wir nicht mehr bey dem Eindruck stehen bleiben, den die Gegenstände auf uns machen, sondern den aufnehmen, welchen sie machen sollen: erst wenn wir anfangen, die Dinge nicht nach unsern zufälligen Neigungen, sondern nach ihrem innern Werth zu beurtheilen: erst dann beginnt in uns eine Liebe ganz anderer Art, eine Liebe nämlich, die von dem Scheine unabhängig ist, die ganz nur eine Folge unsrer Einsicht und freyen Wahl ist, die eigentlich nur das Liebenswerthe liebt, und allein eine wahre, vernünftige Liebe genennt zu werden verdient.

Auch diese Liebe besteht in einem Hingeben seiner Selbst an irgend eine Person oder irgend einen Gegenstand, auch dieser Liebe sind die Empfindungen eigen, welche wir in der Kindheit schon, und in dem jugendlichen Alter finden: Wie groß ist aber nicht der Unterschied derselben? — In unsrer Kindheit lieben wir, ohne eigentlich zu wissen, warum wir lieben. In unserm

sern jugendlichen Alter lieben wir nach zufälligen und veränderlichen Eindrücken, also nur die Aussenseite, den Schein; und da man nicht selten ohne Ueberlegung und Einsicht zu Werke geht; so ist eine solche Liebe vielmehr ein Hingerissenwerden, als ein freywilliges Hingeben; was eines zur Freythätigkeit bestimmten Wesens um so unwürdiger ist, da die Folgen gar oft von der größten Wichtigkeit sind. Oft kommt man erst nach einem großen, sehr unnöthigen und kläglichen Umwege dazu, daß man weiß, was und warum man eigentlich liebt. Sehr treffend sagt man von diesem Zustande: „Es gehen einem die Augen auf:“ denn es ist, als wenn man blind sey, wenn man bedenkt, was die unbesonnene Jugend thut, und mit dem vergleicht, wie man mit gesunder Vernunft und vollkommener Ueberlegenheit des Herzens handelt. In unsrer Kindheit und Jugend lernen wir meistens das kennen, was wir bereits schon lieben, die Werthschätzung der Gegenstände ist eine Folge unsrer Liebe, unsers Eingenommenseyns für dieselbe: bey reifer Vernunft lieben wir etwas, in so ferne wir es als wahrhaft gut oder nützlich anerkennen — unsre Liebe ist die Folge einer wahren und richtigen Werthschätzung der Gegenstände.

Daraus ergiebt sich nun für unsre Frage: Was ist die Liebe? — folgende Antwort: Die Liebe ist

ein

ein Hingeben **seiner Selbst** an irgend etwas Gutes oder Schönes — oder: an irgend eine Person oder Sache, die wir für angenehm, nützlich oder schön halten. Dieses Hingeben ist stets rege durch Empfindungen der Freude in der Gegenwart des geliebten Gegenstandes, der Sehnsucht in der Abwesenheit desselben, der vorzüglichen Aufmerksamkeit und Achtung, des Verlangens, zu gefallen, der Breitwilligkeit, zu dienen, des Wunsches für das möglichste Wohlbefinden desselben, u. s. w. Der Grund davon kann der angenehme Eindruck seyn, den ein Gegenstand auf uns macht, oder der Nutzen, den er uns verschafft, oder auch der innere Werth, den wir an ihm gewahr werden. Es giebt eine Liebe aus **Neigung**, eine Liebe um des **Genußes** willen *), und eine **wahre, reine** Liebe.

Dieß leuchtet uns noch mehr ein, wenn wir auch das Gegentheil von Liebe betrachten.

Wie wir von einigen Dingen angezogen werden, ohne daß wir uns eigentlich der Ursache davon bewußt sind, so werden wir auch von andern auf die nämliche Art zurück gestossen, wir finden etwas an ihnen, das uns bis-

*) Lassen wir es indessen bey der gewöhnlichen Benennung; die eigentliche Bedeutung des schönen Wortes „Liebe" wird in der Folge klar werden.

bisweilen recht sehr zuwider ist. Das Gegentheil der Liebe aus Neigung ist Abneigung. Wie uns einige Dinge durch ihren Genuß, Gebrauch, Anblick erquicken, erfreuen, so widerstehen uns hingegen andere, und empören unser Gefühl durch ihren Anblick und ihre Eindrücke. Der Liebe um des Genusses willen ist Eckel, Widerwillen, Verdruß entgegen gesetzt. Sind diese Empfindungen mit vollem Bewußtseyn und freyem Entschluß vereiniget, so nennen wir sie **Haß**, welcher in einem gänzlichen Zurückziehen seiner Selbst, in einer vollkommenen Entfernung des verhaßten Gegenstandes besteht. Zwischen Neigung und Abneigung ist Ruhe, Stille eine Folge der körperlichen Beschaffenheit und Lage; und dieß ist die Stille, die Ruhe des Kindes. Zwischen Lust und Eckel ist Wohlbefinden, Behagen, Zufriedenheit, eine Folge der Sättigung, des Mangels weiterer Bedürfnisse, dieß ist gewöhnlich das Wohlbefinden des jugendlichen Alters. Zwischen Liebe und Haß ist Gleichgültigkeit, Gemüthsstille, eine Folge reifer Ueberlegung und freywilliger Unabhängigkeit von aussen: dieß soll die Gemüthsstille des reifern Alters seyn. Die Ruhe der Kindheit ist ohne Gedanken, die Ruhe der Jugend ohne Ueberlegung, die Ruhe des Vernünftigen ist mit Nachdenken und Selbstgenuß vereiniget. Das Kind läßt

sich

sich aus dem Gleichgewicht bringen durch die Eindrücke von aussen, scheut alle Arten von Schmerz, und giebt sich ohne weiters dem hin, was wohl thut. Junge Leute geben sich leicht dem hin, was angenehmen Genuß gewährt, ohne weiter zu sehen. Der Vernünftige läßt sich nicht durch den gegenwärtigen Eindruck bestimmen, bleibt nicht bey dem wirklichen Genuß stehen, sondern sieht der Sache auf den Grund, und liebt nur das wahrhaft Liebenswerthe: Er hat sein Herz in seiner Gewalt.

2.

Wie können wir unsre Mitmenschen lieben?

Einen Menschen lieben, heißt demnach: Freude haben an ihm, gerne um ihn seyn, sich nach ihm sehnen, ihm von Herzen wohl wollen, ihn vor andern achten u. d. gl. kurz: ihm **ergeben** seyn. Der Grund davon ist entweder Neigung, oder Lust oder Hochachtung: wir können einen Menschen lieben, weil er uns gefällt, oder weil er uns nützt, oder weil er wirklich gute Eigenschaften besitzt.

Wir wollen nun diese drey Beweggründe betrachten und sehen, wie einem jeden derselben zufolge unsre Menschenliebe beschaffen seyn würde? — Also:

Wie liebt ein Mensch den andern, wenn er sich blos von seiner Neigung regieren läßt?

Er liebt ihn, ohne eigentlich zu wissen: Warum? Die Liebe ergiebt sich bey ihm von selbst, ist keine Folge der Ueberlegung, sondern dringt sich ihm vielmehr auf. Wenn wir fragen würden: Warum liebst du diese oder jene Person, so müßte er antworten: weil ich zu derselben einen Hang, eine Neigung fühle. Diese Liebe bleibt ihrer Natur gemäß bey dem Aeußern stehen. Sie fragt nicht nach dem innern Werth einer Person, denkt auch nicht an die Folgen ihrer Handlungen, sondern läßt sich ganz von ihrer gegenwärtigen Stimmung leiten.

Diese Liebe ist an und für sich weder zu loben, noch zu tadeln: sie ist bloß Sache des Temperaments. Die Liebe des Kindes und die Abneigung desselben sind so wenig Tugend oder Laster als das Neigen, oder das Verschliessen der Blume. Sie kann aber leicht tadelhaft werden, weil sie gern die wirklichen Mängel an dem übersieht, an das sie durch angenehme Eindrücke gewöhnt ist: sie versteht unter dem Nächsten, Aeltern, Blutsfreunde, Landesleute, Standesgenossene, Vorgesetzte, u. d. gl. und findet bey diesen Personen alles viel besser und schöner, als bey andern.

Da diese Liebe nur bey dem Aeußern, dem Schein stehen bleibt, so ist sie ihrer Natur gemäß kurzsichtig. Wer sich von ihr regieren läßt, wird in mancherley

nach-

nachtheilige Verhältnisse, Handlungen, Lebensarten hineingezogen, ohne daß er eigentlich selbst weiß, wie ihm geschieht: an ihrer Hand tappt man in diesen oder jenen Stand, in diese und jene Verbindung, und thut so manchen Schritt, der für die ganze Lebenszeit viel wichtigere Folgen hat, als man anfangs glauben wollte. Von dieser Liebe gilt es daher vorzüglich, was man im Sprüchwort sagt: „Die Liebe ist blind." Die aus Neigung ist und macht blind; und überdieß kann sie gegen andere sehr leicht so gar ungerecht werden. Denn trägt man einmal für etwas Neigung, so hat man auch schon deßwegen Abneigung für das Gegentheil. In dieser Gemüthsverfassung ist der Unterschied des Standes, der Sprache, ein Kleidungsstück, eine unwillkührliche Leibesstellung, eine gewisse Herkunft, Benennung u. d. gl. schon Grund genug, Jemand gering zu schätzen, oder auch sogar die wirklichen Verdienste desselben zu verkennen.

Personen dieser Art sind sehr veränderlich. Ihre Liebe dauert nicht länger als ihre gegenwärtige Stimmung: wird diese anders, so ist auch die Liebe dahin: erscheinen die Gegenstände in einem andern Licht, oder treten sonst Umstände ein, welche auf das Gemüth Einfluß haben, wird die Liebe nicht selten in Abneigung, diese hingegen in Liebe verwandelt. Diese Veränderlichkeit hat zum Theil auch ihren Grund in

der

der Laune; denn da es ungemein viel auf die körperliche Beschaffenheit ankommt, was irgend etwas für einen Eindruck auf uns macht, so ist es leicht zu begreifen, wie solche Personen heute ganz gleichgültig oder gar abgeneigt seyn können gegen das, für was sie gestern äußerst eingenommen zu seyn schienen. Eine oft eingebildete Unpäßlichkeit, nicht selten die Witterung u. d. gl. vorzüglich aber unangenehme Geschäfte bewegen eine solche Person zu einer Härte, einer Ungezogenheit, die man an ihr bey veränderten Umständen für unmöglich gehalten hätte.

Eben so gewiß ist es, daß diese Liebe sehr wandelbar ist. Wie ein Eindruck den andern verdrängt, so wird auch diese Liebe selbst verdrängt. Nicht selten geschieht es, daß eine liebe Person durch eine andere, welche einen günstigern Eindruck macht, ganz gleichgültig wird; und im Gegentheil eine bisher verhaßte liebenswerth gefunden wird, weil sie in einer angenehmern Gesellschaft, einer schönern Kleidung oder sonst unter günstigern Umständen erscheint. Es ist bekannt, daß die Gewohnheit die Neigungen schwächt, Neuheit aber dieselben reizt; daher verliert bey Aeltern, die nur nach ihrer Neigung handeln, das erste Kind viel durch das nachkommende, das jüngste ist immer das liebste; Freunde dieser Art werden durch neue Bekanntschaften gewöhnlich kalt für ihre sogenannte

Freunde.

Freunde. Im hohen Grade als Leidenschaft macht diese Liebe Schwärmer, Landfahrer, denen es nirgends in die Länge gefällt, die immer etwas Neues wollen, und so von einem Herrn zu dem andern, von einem Regiment zu dem andern, von einem Lande in das andere laufen, und alles sind, nur keine nützliche Bürger, keine guten Väter, keine erprobten Freunde.

Welches sind die Empfindungen und Grundsätze eines Menschen, welcher seinen Nächsten aus Eigennutz liebt?

Ein solcher Mensch würde an einem andern keine Freude, kein Verlangen, ihm zu dienen, keinen Wunsch für sein Wohlergehen, mit Einem Worte keine Liebe haben, wenn er an demselben nicht etwas hätte oder hoffte, das ihm, wie immer, nützlich wird. Diese Liebe ist zwar nicht so kurzsichtig, und nicht so veränderlich, wie die Liebe aus blosser Neigung, allein es ist offenbar, daß sie nur das Ihre — Ihren Nutzen, Ihre Bequemlichkeit sucht, und also eher Lust, welcher auch die Thiere fähig sind, als Liebe genennt zu werden verdient.

Wer irgend eine Person auf eine solche Art liebt, ist derselben nicht ihrer guten Eigenschaften, ihres Charakters wegen zugethan, sondern ganz allein des Vergnügens oder Nutzens halber, was er durch sie wirklich

lich erhält, oder in Zukunft zu erhalten hofft. Eine solche Liebe der Eheleute gegen einander ist von der Lust zum Wein, Bier, u. d. gl. nur dem Gegenstande nach unterschieden — man würde sie wegschütten, wenn man sie nicht trinken könnte. Was solche Leute ihre Freunde nennen, sind diejenigen Personen, welche ihnen durch Geld, Empfindungen, Gewerbe u. d. gl. nützlich sind. Sobald diese Verbindungen aufhören, hat auch die Freundschaft ein Ende, vergißt nicht selten das Empfangene, oder verändert sich wohl gar in Feindschaft; denn wenn der Eigennutz herschend wird, so raubt er allen Sinn für Pflicht und Recht. Wer mit diesem Geiste irgend ein Amt, eine Stelle sucht, hat keinen Eifer in seinem Berufe, kein anders Vergnügen an demselben, als in so ferne er ihm Ansehen, Bequemlichkeit, oder was immer für einen Genuß verschafft. Leute dieser Art sind Miethlinge, Lohnknechte, sie mögen Seelen- oder Viehhirten, Soldaten oder Handwerker seyn. Sie thun nur, was sie thun müssen, um sich auf irgend einen einträglichen Platz zu erschwingen, oder in demselben zu erhalten; über dieß hinaus ist von ihnen nicht ein Wort, nicht ein Schritt für ihren Nebenmenschen zu erwarten; außer sie würden durch Ehrgefühl oder Klugheit aufgefordert oder durch irgend eine reelle Erkenntlichkeit angetrieben.

Ein solcher Mensch macht den Nutzen, den Ertrag zum einzigen Maaßstab, nach dem er andere Menschen würdiget, und wird nach und nach ganz kalt und gleichgültig gegen Alle, die ihm nichts eintragen; seine erste und letzte Frage ist immer: Worinn kann er mir schaden — Worinn kann er mir nützen? — Viele erhebt er also weit über ihren wahren Werth, viele hingegen schätzt er weit zu gering: am Ende behält er für gar nichts mehr Sinn als für seinen eignen, gewissen Nutzen, und verliert alles Gefühl für das, was darauf keinen Bezug hat. Personen von anerkanntem Verdienste werden Unwürdigen vorgezogen, weil sie weniger als diese eintragen; ob man mit Thierhäuten oder Menschenblut handelt, gilt solchen Menschen gleich viel, wenn es nur Geld trägt; unter dem Nächsten verstehen sie nur Leute, welche eintragen, und im Grunde ist ihr körperliches Ich ihr einziger und allerliebster Nächste, dem alles andere weichen muß. Auf diesem Wege wird man ganz Sklave seiner oft nur eingebildeten Bedürfnisse, versinkt in Unmäßigkeit und Unthätigkeit, oder wird auf eine eines guten Menschen ganz unwürdige, andern äußerst nachtheilige Weise thätig.

Wie ist die uneigennützige, vernünftige, und des Namens einzig würdige Liebe beschaffen?

Diese hängt nicht an dem gegenwärtigen Eindruck, den eine Person durch ihre Gestalt, ihre Worte, ihre Kleidung macht, sondern behält stets unsre hohe Würde und Bestimmung vor Augen. Wenn sie an Jemand eine Freude hat, so geschieht es, weil sie an ihm Vorzüge des Geistes bemerkt; wenn sie Wohlthaten erweist, so fragt sie nicht: Womit werden sie mir vergolten? Wenn sie dem Nächsten Gutes wünscht, so schränkt sie sich nicht auf die körperlichen Bedürfnisse ein; sie sieht in allem auf den Grund, auf die Hauptsache, auf das wahrhaft Liebenswerthe, und läßt sich nur davon bestimmen.

Eine solche Liebe ist wahres Eigenthum unsers Geistes, denn sie ist eine Folge unsers Entschlußes, unsrer freyen Verwendung, ist Gegenstand unsers Bewußtseyns, und unsrer freywilligen Gefühle, keineswegs die Wirkung von Fleisch und Blut; unser Herz drückt durch seine Gefühle das aus, was wir an unserm Nächsten gut und vorzüglich gefunden haben. Wir wissen dabey immer, was wir thun, und woran wir sind!

Diese Liebe ist auch allein standhaft, und kann Unangenehmes ertragen. Sie irrt nicht von einem Gegenstande auf den andern unstätt umher; was sie einmal als wahrhaft gut anerkennt hat, das bleibt ihr immer schätzbar. Sie hängt nicht an dem zufälligen Eindruck, den eine Person auf unsre Sinne macht, sondern

würdiget sie nach ihrem innern Werth, und bedenkt auch, was sie unter andern Umständen, oder erst in der Zukunft werden kann. Sie läßt sich nicht von einem unscheinbaren, mißfälligen Aeußern abschrecken, zieht sich nicht bey unangenehmen Zufällen, welche von dem menschlichen Leben unzertrennlich sind, zurück, und ist daher im Stande, Beschwerden zu ertragen, und auch dann noch zu hoffen, wenn andere, derer Liebe weniger rein und edel ist, gleichgültig und kalt werden.

Diese Liebe allein ist einer Belehrung empfänglich. Sie hängt nicht hartnäckig an vorgefaßten Meynungen, und hat daher keine Untersuchung zu scheuen, sie ist mit stettem Nachdenken begleitet, und richtet sich immer nach bessern Grundsätzen: sie findet ihre Nahrung und ihre Bestättigung an eigner und fremder Erfahrung, an eignen und fremden Unfällen. Bey dieser Liebe werden wir stets weiser, und entfernen uns von Irrthum und Thorheit.

Daher sind wir auch nur bey dieser Liebe wahrhaft vergnügt. Nur diese Art, Personen und Gegenstände zu schätzen, entspricht der ursprünglichen Anlage unsers Geistes und den unabweislichen Forderungen unsers Gewissens; nur dabey ist wahre Seelenruhe und Gemüthsstille möglich. Diese Liebe allein wird von keiner Reue geplagt, von keiner Leiden-

schaft

schaft beunruhiget; diese sucht man endlich auf, nachdem man lange und vergebens anderswo wahres Vergnügen und dauerhafte Ruhe gesucht hat, denn der Schein kann nur auf eine Zeit blenden.

Wer so liebt, ist treu, weise, gut, und glücklich. Außer dieser Liebe ist alles Trug, Schein und Unheil.

Solche Menschen, welche wahre, reine Liebe beseelt, sind die wahren Freunde, die eigentlichen Wohlthäter, die Ehre und Zierde der Menschheit, sie mögen Väter oder Kinder, Lehrer oder Schüler, Vorgesetzte, oder Untergebene seyn.

## 3.

## Wie sollen wir unsre Mitmenschen lieben?

Nachdem wir nun gesehen haben: Wie wir unsern Nächsten lieben können, und wie ganz anders man sich gegen denselben verhält, wenn man sich von bloßer Neigung oder dem Eigennutz regieren läßt, als wenn man aus höhern Beweggründen handelt; so können wir nun auch sagen: Wie wir unsern Nächsten lieben sollen? Wie anders als mit wahrer, uneigennütziger, reiner Liebe? Denn wir sind Menschen, haben die unverkennbarste Anlage zur Sittlichkeit, unsre Bestimmung ist reine wahre Güte. Neigung,

Lust ist Sache der Thiere, und zum Theil auch der Pflanzen. Liebe aus freyer Wahl und deutlicher Einsicht, reiner Ueberzeugung ist allein die Liebe vernünftiger, sittlicher Wesen. Wollen wir nicht an dem Gängelbande zufälliger Neigungen kindisch umher tappen, wollen wir nicht zum Vieh werden, das nur für seine körperliche Bedürfnisse Sinn hat, oder zu einem reissenden Thier, das raubt und mordet, so müssen wir uns alle Mühe geben, unser Herz zur wahren, reinen Liebe zu bilden, und uns von ihr nur regieren lassen.

Man sieht ohne meine Erinnerung, daß deßwegen nicht alle Neigung aufgegeben, nicht allem Genuß entsagt werden müsse. Wir sollen nicht unempfindlich wie Stein und Holz, viel weniger ungerecht gegen uns selbst werden, und unsre Empfindungen und Bedürfnisse gänzlich verläugnen. Wir sollen empfinden und genießen, nur soll Reiz und Genießbarkeit nicht der Grund unsrer Liebe seyn; wir **sollen** uns um etwas Höhers und Bessers umsehen, wodurch unsre Empfindungen geordnet, und aller Genuß veredlt wird.

II.

## II.

## Allgemeine Menschenliebe.

Die wahre, vernünftige Liebe hat einen unumstößlichen Grund; wen sie beseelt, der weiß auch immer, was und warum er liebt. Lasset uns nun die wahren Gründe aufsuchen, aus denen ein Mensch den andern lieben soll. Ein jeder Mensch ist — Mensch, und ist dieser, kein anderer Mensch. Wir wollen nun sehen, warum wir unsern Mitmenschen lieben sollen, weil er Mensch, und weil er dieser Mensch ist.

Ist die Menschheit an und für sich selbst schon etwas, das eine vernünftige, wahre, reine Liebe eines Menschen gegen alle andere ohne Unterschied begründen kann? — Unstreitig! Denn

Ein jeder Mensch hat Vernunft und Freyheit.

Ein jeder Mensch hat die erhabenste Bestimmung, welche sich denken läßt, Tugend, Heiligkeit.

Wir haben alle die nämliche Natur, die nämlichen Kräfte, Bedürfnisse, und die nämlichen Mittel dafür: was Einem wohl thut, thut im Grunde allen andern wohl; was Einem wehe thut, auch allen andern wehe.

Verstand, Witz, Erfindungskraft, Stärke, Schönheit des Geistes oder des Leibes sind kein ausschließliches Privilegium irgend eines Standes, sie sind allen Menschen mehr oder weniger gemein-

Die

Die Bedürfnisse zu essen, zu trinken, zu schlafen fühlen alle Menschen, wer sie immer seyn mögen.

Wider Unglücksfälle, Hindernisse, Trennung, Tod kann kein Titel, und kein Einkommen schützen.

Alle Menschen verkehrt Bosheit, entehrt Unwissenheit, verführt Müßiggang.

Alle Menschen nehmen wesentlichen Schaden an Allem, was sie immer an Weisheit und Tugend hindert.

Wir Alle bedürfen Wahrheit, Ueberzeugung, Freundschaft, Mittheilung, Unterstützung.

Alle sind vergnügt nach vollbrachter Pflicht, bey stillem Nachdenken, im Kreise guter Menschen u. dgl.

Einem jeden Menschen ist diese Erde mit allem Reichthum, und aller ihrer Schönheit zum Aufenthalt, und zur Benutzung angewiesen.

Niemand ist ganz unnütz.

Jeder Mensch bedarf der andern.

Jeder hat seine eignen Anlagen und Fähigkeiten.

So sehr auch der Mensch von seinem Ziele zurück bleibt, verführt, erniedrigt wird, so bleibt er doch Mensch und der Besserung fähig.

Auch der Fehlerhafte kann sich vom Grunde aus bessern.

Jeder Mensch ist Gottes Geschöpf.

Gott ist der Vater eines jeden Menschen, sey dieser übrigens, wer er wolle.

Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen.

Gott liebt alle Menschen.

Jeder Mensch steht unter Gottes Vorsehung.

Er hat uns auf diese Erde gesetzt.

Er erhält uns Alle auch nach diesem Leben.

Dort wird ein jeder Mensch nach seinem innern eigentlichen Werth oder Unwerth gewürdiget.

Dort wird alles, was hienieden aus eigner oder fremder Schuld versäumt wurde, herein gebracht, verbessert, und die ganze Menschheit ihrer Bestimmung entgegen geführt.

Ohne Kenntniß und Liebe Gottes und die Befolgung seines heiligen Willens, kann kein Mensch weder in diesem, noch in dem andern Leben gut und glücklich werden.

So müssen wir den Menschen betrachten, wenn wir nach der Wahrheit urtheilen wollen. Und aus dieser Ansicht fliessen bey einem wohlgeordneten Gemüthe Achtung, Freude, Theilnehmung an dem Schicksale Anderer, Wohlgefallen an ihnen, Dienstfertigkeit, herzliche uneigennützige Ergebenheit, mit einem Wort: Liebe, **wahre, reine** Liebe des Menschen als solchen. In dem Maaße, in welchem uns diese beywohnt, treten wir als Menschen als vernünftige Geschöpfe unter unsers Gleichen auf. Bey unsern Unter-

redungen, Geschäften und Verhandlungen mit Hohen und Niedern, mit Reichen und Armen, mit Freunden und Bekannten, mit Christen und Nichtchristen, dürfen wir den Gedanken: „Er ist Mensch, Einer Natur, Blutsfreund im eigentlichen Sinne des Worts, Einer Bestimmung mit dir" — niemal aus den Augen verlieren, wenn wir nicht selbst auf die Würde eines Menschen auf eine gewisse Art Verzicht thun wollen.

So wahr dieses alles ist, so ist es doch nicht zu übersehen, daß uns diese Ansichten in dem täglichen Umgang irre leiten würden, wenn sie nicht von andern Rücksichten begleitet würden. So gewiß es nämlich ist, daß ein jeder Mensch die erhabenste Bestimmung hat, und Fähigkeiten besitzt, welche in ihrer Art einzig sind; so gewiß es ist, daß ein jeder Mensch Gottes Ebenbild und Kind ist, daß auch der Geringste in Gottes unermeßlichem Reiche ein brauchbares Glied ist, und auch der Verworfenste sich bessern kann: so gewiß ist es auch,

Daß Viele ihrer erhabenen Bestimmung nicht entsprechen; zum Theil ohne ihre Schuld, verführt von andern, zum Theil aus eigner Schuld, Nachläßigkeit, Bosheit.

Daß Manche einen ganz irdischen, fleischlichen Sinn annehmen,

Daß

Daß Manche schön und wahr sprechen und schreiben, aber ganz anders handeln, in ihrem Berufe nachläßig, unwissend, ungerecht sind.

Daß Manche die Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit ihrer Nebenmenschen mißbrauchen, derselben spotten, oder wohl gar das Gute mit Bösem vergelten.

Daß Einige voll Stolz, Habsucht, Falschheit sind.

Daß Einige um ihres Gewinns willen auch die Unschuldigen unterdrücken.

Daß es hie und da ganz verdorbene, verkehrte und boshafte Menschen giebt.

Daß man wohl auch einige antreffen kann, welche ihre eigne hohe Würde verkennen, Gottes Daseyn, die Unsterblichkeit unsers Geistes, und andere ähnliche Wahrheiten läugnen, und unglaublicher Verirrungen, und entsetzlicher Gräuelthaten fähig sind.

So sehr also unser Herz jederzeit voll Liebe und Achtung gegen alle Menschen seyn soll, so sehr wir uns bestreben sollen, immer mit lebendiger Bruderliebe unter unsern Mitmenschen zu wandeln: so dürfen wir doch auch Klugheit und Behutsamkeit niemal auf die Seite setzen, dürfen es nie vergessen, daß wir uns unter Menschen — schwachen, fehlerhaften Menschen befinden.

Es

Es ist gefehlt, wenn man gefühllos, verschlossen, hart ist gegen seine Mitmenschen; es ist aber auch gefehlt, wenn man mit dem nächsten besten Freundschaft und Bruderschaft macht;

Es ist unedel, wenn man überall Verdacht schöpft, Niemanden traut, mißtrauisch wird gegen alles; es ist aber auch nicht zu loben, wenn man nirgends Verstellung, Irrung, Untreue ahnet.

Unnatürlich ist der Menschenhaß, der die Menschen als solche verachtet, sie Vieh, Kanaillen schilt, und wohl auch so behandelt; Aber kindisch leichtsinnig ist es, zwischen Guten und Bösen keinen Unterschied machen, dem einen wie dem andern begegnen, und so unbedachtsam in den Tag hinein leben.

Stolz, Falschheit, Eigennutz entehrt einen jeden Menschen; Aber nicht weniger entehrend ist es, in Gegenwart Anderer auf seine Einsicht, seine Verdienste Verzicht thun, oder sich wie immer mißbrauchen lassen.

Andern wehe thun, Schaden zufügen, Hindernisse in den Weg legen, ist offenbar ungerecht; Aber es ist auch Niemanden geholfen, wenn man sein Geld, seine Gunst an Unwürdige verschwendet, oder aus Mangel wahrer Einsicht ein Werkzeug des Unrechts wird.

Zwischen diesen zwey Abwegen wandeln gute, weise Menschen auf der goldnen Mittelstrasse. Ferne

von

von Menschenhaß und Härte aller Art, und ferne vom Leichtsinn zeichnen sie sich durch eine edle Ruhe und Heiterkeit des Geistes aus, erscheinen unter ihren Mitmenschen mit einem gefühlvollen Herzen, zugleich aber auch mit einem offenen Blicke für Gutes und Schlechtes, wissen den Menschen in allen Gestalten, Umständen, Handlungen zu schätzen, ohne seine Fehler zu übersehen, ohne jemals dem Fehlerhaften Beyfall, dem Guten Mißfallen zu bezeugen. Nicht fremde in der Welt, vertraut mit der Schwachheit des menschlichen Herzens, bekannt mit den gewaltigen Hindernissen, welche unsrer Bildung im Wege stehen, selbst an ihrer Stelle, was sie seyn sollen, verbreiten solche Personen ungemein viel Gutes auf verschiedenen Wegen, gewehren durch ihren Umgang das reinste Vergnügen und die angenehmste Belehrung, und sind allein im Stande, uns mit der Menschheit wieder auszusöhnen, wenn uns mancherley Unarten, Fehler und Mißgriffe allen Umgang verleidet haben.

Es ist nothwendig, daß wir uns diese Grundsätze durch wiederholtes Nachdenken eigen machen, denn sie allein begründen in uns eine menschenwürdige Gesinnung; sie machen, daß wir unsern Blick und unsre Theilnahme nicht in die engen Gränzen irgend einer Gegend oder eines Landes einschränken, sondern die Er-

de

de als unser Vaterland im eigentlichen Sinne des Wortes betrachten — nämlich als ein Land, das unserm himmlischen Vater gehört, das Er geschaffen und erhält, und das Er uns seinen Kindern auf eine Zeit zu benutzen angewiesen hat — seinen Kindern, die sich zwar durch Sprache, Kleidung, Einrichtungen, keineswegs aber ihrer Natur oder Bestimmung nach unterscheiden. Dieß ist die Ansicht, dieß die Gesinnung ächter Weltbürger; dabey ist uns nichts gleichgültig, was immer Menschen begegnet, was sie glücklich oder unglücklich macht, was in ihnen Furcht oder Hoffnung erregt; mit wahrem Mitleiden sehen wir die Verwüstungen, und das Elend, welches Irrthum, Leidenschaften, Thorheiten und Laster in der Welt anrichten; aber dankbar froh bemerken wir auch die Fortschritte im Guten, in Kenntnissen, Künsten und wohlthätigen Einrichtungen. Wer so gesinnt ist, spricht nicht: Was geht es mich an, was in andern Ländern geschieht; liest auch die Nachrichten davon nicht blos zum Zeitvertreib. Wenn die Begebenheiten entfernter Länder auf uns keinen besondern Einfluß haben sollten: so sind es ja doch Begebenheiten unter Menschen unsern Brüdern, die im Grunde denken, empfinden, wünschen, wie wir. Wer dafür gleichgültig, ohne Interesse bleiben kann, verräth immer einen kleinsichtigen, verächtlichen Charakter. Der gute Mensch stimmt

von

von Herzen ein in den Jubel und in das Weheklagen der Völker, das von einem Ende der Erde zum andern himmelan steigt.

Man kann wohl auch diese Gesinnung werkthätig erzeigen, z. B. mancherley Anstalten, welche im Auslande zur bessern Erziehung, zur Bildung und Beförderung junger Leute, zur Aufnahme der Künste, Handwerke, Haushaltung, zur Aufrechthaltung der Sicherheit; Verpflegung der Kranken, u. d. gl. gemacht werden, in sein Wohnort, seine Gegend verpflanzen, oder wenn dieß von andern geschieht, durch Theilnahme, Beyträge, Belehrung seiner Mitbürger mitwirken, daß dergleichen nützliche Anstalten eingeführt, und im Gange erhalten werden.

**Schriftsteller** müßen ganz von diesem weltbürgerlichen Sinne beseelet seyn, wenn sie auf bleibende Achtung Anspruch machen wollen. Wahrheit muß ihnen über alles gehen. Wahrheit aber ist ein Gemeingut der Menschheit. Wer für Begründung, Ausbreitung und Behauptung der Wahrheit arbeiten will, muß Seine Person, Seinen Vortheil dabey ganz vergessen, darf keine Parthey, keine Gegend, keine Gewohnheit begünstigen, sondern nur das Wohl des Ganzen, das ist, die Veredlung des menschlichen Geschlechts durch Belehrung beabsichtigen. Schriftsteller, die sich von diesem Geiste entfernen, Sich, ihre

Par-

Parthey, ihre Privatabsichten beym Publikum geltend machen, und so von der Wahrheit abweichen, verursachen unglaublich viel Uebel; ihre Werke sind ein schleichendes Gift, das Verderben und Tod verbreitet. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst sind wir in den Stand gesetzt, schneller und bleibender zu wirken, als es ehedem möglich war. Viele Schriftsteller der Vorzeit sind dadurch verewiget worden, wehrend dem Viele, obwohl sie sich auch der Preße bedienen, vergessen werden. Die Nachwelt ist die kompetenteste Richterinn der Schriftstellerarbeiten; sie straft, was nicht vorzüglich zum Besten der Menschheit beyträgt, unerbittlich mit Vergessenheit.

* * *

Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Alle Ein Gott erschaffen? Was verachtet doch ein Bruder den andern! Malach. 2.

Als Sokrates, gefragt wurde, was er für ein Landsmann sey, gab er zur Antwort: Ein Weltbürger.

Man fragte den Cleantes einen griechischen Philosophen: Warum von den wenigen alten Philosophen die meisten sehr berühmte Männer gewesen seyen, da doch dieß von den vielen Neuern nur Wenige würden? — Er sagte: „Weil die Alten für die Wahrheit, die Neuern für ihre Meynungen arbeiten".

# III.
# Besondere Menschenliebe.

Dieß wären nun die Grundsätze, welche unsre Gesinnung und unser Verhalten gegen die Menschheit überhaupt begründen müssen, wenn wir vernünftige, gute Menschen seyn wollen. Wir fragten nicht: Wer ist derjenige, den wir lieben sollen? Ist er unser Freund, unser Nachbar, unser Wohlthäter, oder ist er fremd, Feind? Wie heißt er, u. d. gl. Unsre Mitmenschen mögen so oder anders heissen, mögen in dieser oder jener Verbindung mit uns stehen, oder nicht stehen, genug sie sind und bleiben Menschen, und vor Allem war es nothwendig, zu wissen, wie wir uns gegen sie als solche zu verhalten haben, bevor wir andere Rücksichten nehmen konnten. Wir haben gefunden, daß die Menschheit an und für sich schon ein unverwerflicher Beweggrund sey, gern unter unsers Gleichen zu seyn, ihr Wohlergehen von Herzen zu wünschen, dazu beyzutragen, menschenfreundlich unter Menschen zu wandeln, das ist: sie zu lieben.

Damit haben wir nun für die gegenwärtige Abhandlung einen wesentlichen Theil zu Stande gebracht. Wir wissen einmal, wie wir gegen den Nebenmenschen gesinnt seyn sollen, weil er Mensch ist; wir haben also noch zu untersuchen, wie wir gegen diesen oder jenen Menschen gesinnt seyn sollen: weil er dieser oder

jener Mensch ist. Daher müssen wir nun die verschiedenen **Verhältnisse** durchgehen, in denen wir Menschen uns gegen einander befinden. Da nun der Mensch in allen möglichen Verhältnissen immer Mensch bleibt, immer im Grunde dieselbe Natur, Bestimmung, Mittel und Hindernisse, denselben Schöpfer und Richter hat, und da wir schon wissen, daß wir Menschen deßwegen eine herzliche, wahre Liebe gegen einander tragen sollen; so dürfen wir nun von diesen Grundsätzen nur die Anwendung machen und sehen, wie sich eine wahre Liebe nach Maaßgabe der verschiedenen Verhältnisse und Umstände unter uns äußern und beweisen müße.

Wie mannigfaltig sind nicht die Verhältnisse, in denen wir Menschen uns gegen einander befinden? Wir sind Kinder, Aeltern, Obere, Untergebene, Wohlthäter, Unterstützte u. s. w.

Woher kommen diese Verhältnisse? Die meisten und die wichtigsten derselben ergeben sich aus den Anstalten, welche Gott zu unserm Wohl gemacht hat. Die Ehe z. B. die Grundlage der menschlichen Gesellschaft ist Gottes Anstalt, Er will, daß ein Mensch durch den andern das Leben erhalte. Seine Anstalt ist es ferners, daß uns die Früchte und Erzeugnisse der Erde zur Nahrung und Kleidung dienen, und unser Leben vermittelst derselben gefristet werden kann. Seine

ne Anstalt ist es auch, daß wir alle lernen müssen, daß kein Gelehrter, wie man zu sagen pflegt, vom Himmel fällt. Und nun nur diese drey Anstalten der Gottheit, unsre Fortpflanzung, unsre geistigen und leiblichen Bedürfnisse, welche reichhaltige Quelle von vielen Verhältnissen, Begebenheiten sind sie nicht!

Durch diese Anstalten und die daraus entspringenden Verhältnisse will uns Gott zur Tugend, zur reinen Güte, oder was Eines ist, zu seiner und der Menschen herzlichsten Liebe anführen; indem die einen dieß, oder jenes, die andern etwas anders zu thun haben, erhalten wir Gelegenheit, unsre Fähigkeiten zu entwickeln, einen gewissen, bestimmten Charakter anzunehmen, und der menschlichen Gesellschaft nützlich zu seyn; ja wir werden dadurch in eine Art Nothwendigkeit versetzt, unsre Anlagen, Gesinnungen, Absichten zu äußern, uns so oder anders zu benehmen. Unser Leben unter unsern Mitmenschen offenbaret es, was in unserm Herzen ist — und was soll darin seyn, was kann bessers darin seyn als unbegränzte Liebe gegen Gott und aufrichtige Liebe gegen den Nächsten.

Lasset uns nun sehen, **Wie** wir diese Liebe in den mancherley Umständen und Verhältnissen dieses Lebens äußern können und sollen. Folgende Ordnung mag dazu nicht undienlich seyn: Wir bedenken zu-

erst, wie sich unsre Liebe beweisen soll, wenn wir ganz und gar von einander unabhängig sind, also bey solchen Gelegenheiten, wo einer den andern nichts angeht, als in so ferne er aber auch zugegen ist, und dann in solchen, wo ein Mensch von dem andern, wie immer abhängt, zu ihm gehört u. s. w.

### 1.

### Besondere Liebe, unter Menschen, welche von einander unabhängig sind.

Welches sind nun diejenigen Gelegenheiten, in denen die Menschen, welche zusammen kommen, von einander unabhängig sind? Dieß kann offenbar auf eine kürzere oder längere Zeit geschehen, nämlich auf Reisen,

bey Besuchen,

Ergötzlichkeiten,

Zusammenkünften,

und durch die Theilnahme an den nämlichen

Geschäften,

Schicksalen,

Verhältnissen,

Dieß sind die mancherley Arten, wodurch Menschen, welche übrigens einander ganz und gar nichts angehen, mit einander bekannt, und nicht selten in sehr wichtige Verbindungen gezogen werden, was eben vor-

vorzüglich von ihrem Benehmen abhängt. **Wie** werden sich nun vernünftige, rechtschaffene, menschenfreundliche Personen in diesen Umständen verhalten? — Und zwar:

### a) Auf Reisen.

Auf Reisen würden sie sich der Mitreisenden freuen, und ihnen mit gebührender Achtung und Theilnahme begegnen; würden die Schönheiten der Aussichten, die Anmuth der Gegenden mit einander genießen, die Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen, einander ihre Beobachtungen, Erfahrungen, Nachrichten mittheilen, vor Gefahren und Betrug warnen, und in wirklichen Unfällen Beystand leisten. Dabey würden sie die nöthige Vorsicht nicht unterlassen, würden sich keinem Unwürdigen anvertrauen, keine Verbindungen eingehen, welche von nachtheiligen Folgen seyn könnten; Sie würden einander gerne von ihrem Vorrathe, ihren Erfrischungen mittheilen, und in Unpäßlichkeiten, in verschiedenen andern Verlegenheiten, in die man in der Fremde mit dem Geld, mit Addressen, Einkehren u. d. gl gerathen kann, mit Rath und That an die Hand gehen.

Solche Reisende würden einander eine ungemein angenehme und lehrreiche Unterhaltung verschaffen, die wichtigsten Erfahrungen machen, und dadurch sich

und

und andern die nützlichsten Dienste leisten. Bey diesen würde freylich der lächerliche Nationalstolz, gehässige Anekdoten, unnöthige Vertraulichkeit die Eintracht nicht stören, und wie es nicht selten schon geschah, das Vergnügen und den Nutzen beschwerlicher Reisen zernichten.

Dieser Gesinnung soll man um so treuer bleiben, wenn die Reise langwierig ist, und in dem engen Raume eines Wagens oder Schiffes gemacht werden muß. Denn hier hat man mehr miteinander zu thun, lernt einander näher kennen; und weiß man einander nicht menschenfreundlich zu behandeln, so fällt man einander zur Last, und führt auf einige Wochen oder Monate ein qualenvolles Leben, bey dem man beynahe alle Früchte, die man in mancher Rücksicht aus seinen Reisen hätte schöpfen können, entbehren muß, und sich durch Uneinigkeit, vorzüglich zur See, in grosse Gefahr stürzen kann.

* * *

Es begegnete Jemand einem reisenden Egypter und fragte ihn: Was er hier trage? Der Egypter sagte: Wenn ich es Jedermann hätte wissen lassen wollen, so hätte ich es nicht eingewickelt.

Columbus mußte entsetzliche Unarten von seinen Reisegefährten erdulden; wäre es seinem Muth

und

und seiner Klugheit nicht gelungen, einige derselben zu gewinnen, so wäre es wohl noch lange angestanden, bis wir etwas von einem vierten Welttheile inne geworden hätten.

Ein Ostindienfahrer sagte Jemanden, der sich mit ihm über die mancherley Auftritte unter verschiedenen Personen, die mehrere Monate mit einander auf dem Schiffe zubrächten, unterhielt: „Eine solche Reise ist ein Himmel oder eine Hölle.“

## b) Bey Besuchen.

Besuche sind eine Art von Bedürfniß für jeden unbefangenen Menschen. Man muß durch äußerst widerwärtige Schicksale, oder durch eine höchst sonderbare Denkart verstimmt worden seyn, wenn man alle menschliche Gesellschaft flieht. Personen von schlichtem Menschenverstande sind gern unter ihres Gleichen, und sehnen sich nach vollbrachten Geschäften an irgend einer menschlichen Gesellschaft Theil zu nehmen. Es werden zwar auch Niedere von Hohen, Untergebene von Vorgesetzten besucht, deßungeacht zählen wir Besuche billig unter diejenigen Gelegenheiten, in denen Menschen zusammen kommen, die als von einander unabhängig zu betrachten sind. Denn Erholung, Unterhaltung soll offenbar der Zweck aller Besuche seyn. Welches sind aber die Menschen, von welchen dieser Zweck erreicht

reicht wird? Es sind offenbar diejenigen Personen, welche es ganz und gar nicht in ihrer Gewohnheit haben, allenthalben sich, ihre Person geltend zu machen, ihre Plane, ihre Angelegenheiten vorzutragen, ihre Würde, ihre Geschäfte anzupreisen — also Personen, die den Menschen in jeder menschlichen Gestalt achten und lieben, und daher ohne alle Nebenabsicht sich in der Gesellschaft desselben freuen können — vernünftige, uneigennützige, menschenfreundliche Personen. Wenn sie auch eines viel höhern Ranges sind, als die andern Anwesenden, machen sie doch von denselben ganz und gar keinen Gebrauch, der andern im geringsten beschwerlich fallen könnte. Die Absicht ihrer Besuche ist nicht Amtsgeschäfte vorzunehmen, Händel zu schlichten, weitaussehende Pläne zu entwerfen: dazu giebt es eine andere Zeit. Sie besuchen Andere, um zu unterhalten, und unterhalten zu werden, Freude zu machen, und Freude zu genießen. Der Obere zeigt sich hier nicht als Obere sondern als Freund, der Untergebene darf nicht immer die gewaltige Kluft vor Augen haben, die ihn sonst von dem Obern trennt: man darf es mit Titulaturen, dem Vorgange u. d. gl. so genau nicht nehmen, wie bey ernsthaften Unterhandlungen. Mit edler Delikatesse weicht man allem aus, was immer die gemeinschaftliche Freudigkeit stören könnte. Hier darf die Rechthaberey nicht ihr Wesen

trei-

treiben, ferne sind der Neid und die Prahlerey: Ein Geist der Fröhlichkeit, der aufrichtigsten Theilnahme des unbefangensten Umgangs beseelet Alle. Man sieht und hört nichts als Aeußerungen freundlicher Gesinnungen. Solche Besuche sind eine wahre Würze des Lebens, befördern Friede und Einigkeit, und flössen neuen Muth zu Geschäften ein.

* * *

Jetro besuchte seinen Tochtermann Moses, und leistet ihm Dienste, welche das Wohl des ganzen Volkes wesentlich beförderten.

Die Familie des Königs Darius wurde von Alexander dem Eroberer gefangen genommen, aber auch sehr großmüthig behandelt. Eines Tages stattete er der unglücklichen Königinn mit seinem Generale Häphestio einen Besuch ab. Die Königinn hielt den ansehnlichern Häphestio für den König Alexander, und redete diesen an. Als sie ihres Irrthums gewahr wurde, war sie äußerst betroffen. Der König aber sagte zu ihr: „Seyen Sie ruhig: auch dieser ist Alexander.“

## c) Bey Ergötzlichkeiten.

Eine vorzügliche Gelegenheit, Menschen näher kennen zu lernen, sind Ergötzlichkeiten, nämlich: Spa-

tzier-

ziergänge, Theater, Conzerte, Bälle, Jagdpartien, Bäder, Uebungslager, Vermählungen, Huldigungen, Gastmahle u. dgl. Wir werden dazu bisweilen durch Familien, bisweilen durch öffentliche allgemeine Angelegenheiten veranlaßt. Wie werden sich dabey vernünftige, menschenfreundliche Personen betragen?

Nie werden sie die herrschende Absicht, in der hier alle versammelt sind, aus den Augen verlieren, nämlich ungestörte, ehrbare Fröhlichkeit, und sich befleißen, durch ihre Gespräche und ihr ganzes Betragen, dieselbe zu befördern. Sie werden daher alles entfernen, was immer die allgemeine, fröhliche Stimmung der Gemüther stören könnte. Unter solchen Personen fällt man einander nicht durch zweydeutige Ausdrücke, beleidigende Anekdoten, nicht einmal mit einem finstern Gesichte beschwerlich. Der gute Mensch steht Niemanden im Wege. Er freut sich vielmehr, wenn sich andere im vortheilhaften Lichte zeigen können, und verschaffet ihnen Gelegenheit dazu. Es ist eine bekannte Bemerkung, daß eine fröhliche Gesellschaft, der Trunk u. d. gl. die Zunge sehr geläufig macht, und daß man in diesem Zustande sehr geneigt ist, über fade oder gar unanständige Erzählungen in ein lautes Gelächter auszubrechen, oder über Dinge zu spotten, welche andern heilig sind. Wie manche

wa-

waren bey dergleichen Gelegenheiten unbesonnen genug, Sachen auszusagen, welche in aller Hinsicht verschwiegen bleiben sollten, oder Gespräche zu unterhalten, über die man zu erröthen Ursache hätte. Wahrhaft gute, edle Personen bleiben sich überall gleich, und behaupten auch in solchen Dingen, welche von den meisten für Kleinigkeiten gehalten werden, den Charakter eines zum Unrath unverführbaren Menschen. Der Weise weiß wohl auch die Tage der Lustbarkeit zu benützen, ein Wort zu einer Zeit zu reden, in der es mehr wirkt, als vielleicht ein andersmal Abhandlungen oder Geldessummen. Niemals aber wird er seinen Kreis mißbrauchen, Angelegenheiten zu verhandeln, zu denen ein kälteres Blut erfordert wird, als man gewöhnlich bey Ergötzlichkeiten beybehält. Nicht selten macht das Wohl des Ganzen gewisse Gesetze bey öffentlichen Lustbarkeiten nothwendig: z. B. daß man im Theater den Hut abnehme, im Saale das Tabackrauchen unterlasse. Der Vernünftige hält sich genau an diese Gesetze, und sollte er auch das Gegentheil gewöhnt seyn.

Das Beyspiel guter, von Herzen fröhlicher, von Ausgelassenheit aber sowohl als von Plumpheit ferner Personen bleibt nie ohne wohlthätige Wirkung: es bringt die Menschen einander auf die schönste Weise näher, verbreitet guten Geschmack und befördert gute Sitten.

Un-

Unter die Mittel sich bey Besuchen und Ergötzlichkeiten auf eine angenehme Weise zu unterhalten, gehören auch die Spiele. Man hat derer eine Menge erfunden. Mäßig und ohne Gewinnsucht gebraucht heitern sie auf, verbreiten Fröhlichkeit, und hindern nicht selten fade, oder anstößige Diskurse. Gesellschaftspiele, Pfandspiele u. d. gl., an denen zugleich mehrere Personen Theil nehmen können, sind in aller Hinsicht die zweckmäßigsten.

Musik und Gesang verdienen vor jedem Spiele den Vorzug. Inhalt, Arien, Menschenstimmen und Instrumente tragen hier, wenn man sich nur einigermassen darauf versteht, einzeln und vereint bey, eine heitere Stimmung unter den Gegenwärtigen herbey zu führen und zu unterhalten.

* * *

Von Sokrates rühmt die Geschichte die eher unsrer Bewunderung als unsrer Nachahmung würdige Eigenschaft, daß er in seinem ganzen Leben weder gelacht, noch geweint habe, daß er an seinem Todestage, wie an seinem Hochzeitsfeste gewesen sey.

Unter den Griechen zeichnete sich ein gewisser Clitomachus durch reine Sitten sehr zu seinem Ruhme aus; Er stund auf und verließ die Gesellschaft, sobald in derselben etwas Unanständiges auf die Bahn gebracht wurde.

Ein

Ein Menschenfreund rieth bisweilen in Gesellschaften zum Spiel, um das üble Nachreden zu verhüten.

## d) Bey Zusammenkünften.

Wer weise seyn will, begiebt sich vor Allem in keine Gesellschat oder Zusammenkunft, welche ihrer Anlage gemäß unsittlich, verbothen, thöricht oder auch nur verdächtig wäre, und zwar nicht blos, um keinen Anstoß zu nehmen, sondern vorzüglich in der Absicht, der allgemeinen Achtung für Tugend und Rechtschaffenheit, seiner Ehre, und dem guten Namen seines Nächsten nicht zu nahe zu treten. Der wahrhaft gute Mensch besucht nicht Trinkgelage, Spieltische als solche, d. i. er geht nicht zu andern, nur um mit ihnen zu trinken, zu spielen u. d. gl. er hat bey allem dem einen höhern Zweck, nämlich eine zweckmäßige, anständige Erholung, und trägt gern zu allem bey, was andern zu dem nämlichen Zweck dienen kann, ist eben darum in einer jeden ehrbaren Gesellschaft angenehm, und kehrt immer am Geist und Leibe gestärkt zu seinen Geschäften zurück.

Unter den Gesellschaften, deren vorzüglicher Zweck Erholung ist, verdienen Lesegesellschaften besonders genannt zu werden. Ein schönes geistreiches Buch verschafft schon an sich jedem nicht ganz verwahr-

losten

losten Menschen ein wahres Vergnügen. Und nun noch die Gesellschaft gebildeter Personen verschiedener Stände, die Gelegenheit mit Menschen von mancherley Gesinnungen, Erfahrungen, Wirkungsarten umzugehen, ohne eben auf Titulaturen und Rang eine besondere Rücksicht nehmen zu müssen; die Gelegenheit, sich auf eine angenehme Weise zu belehren, Zweifel vorzutragen, Nachrichten einzuziehen, oder die mangelhaften zu ergänzen — alles dieses zusammen genommen, welches eine wohlgeordnete Lesegesellschaft darbiethet, macht dieselbe zu einer Art von Erholung, mit der nur sehr wenige können verglichen werden.

Lesegesellschaften gehören unter die Vorzüge unsers Zeitalters; Sie finden wohl hie und da gewaltige Hindernisse, aber man kann doch nicht läugnen, daß sie ungemein viel beytragen, Sittlichkeit, Einsicht, guten Geschmack und Lebensart zu verbreiten.

Neben diesen Zwecken giebt es noch andere ernsthafterer Art, aus denen Zusammenkünfte, Gesellschaften veranstaltet werden. Es giebt nämlich Zusammenkünfte für religiöse und bürgerliche Angelegenheiten. Was schreibt die unpartheyische Vernunft für ein Betragen gegen unsern Nächsten in jeder Rücksicht vor?

Der Entzweck jeder religiösen Zusammenkunft muß gemeinschafliche Erbauung seyn. Was immer diesen Zweck hindert, muß unterlassen, was den-

denselben befördert, sorgfältig ausgeübt werden. Wenn wir schon bey Besuchen und Ergötzlichkeiten unsre Vorzüge, welche uns sonst vor Andern gebühren, vergessen sollen, um damit Niemand beschwerlich zu fallen: um wie viel mehr sollen wir uns zu dieser Gesinnung bey denen Zusammenkünften erwecken, welche die Ausübung unsers Glaubens an Gott zum Gegenstand haben! Es wäre in der That thöricht, lächerlich, und beym wahren Licht betrachtet, Gott — los, wenn man sich in denjenigen Stunden, in denen wir als der Erhörung bedürftige, sündhafte, zur Liebe Gottes und des Nächsten verpflichtete Menschen handeln, in denen wir uns mit unsern Nebenmenschen zu Einem Gott, Einem Schöpfer, Einem Herrn und Richter bekennen, von uns selbst anders als von — einem Menschen dächten, und unsern Nächsten anders als unsern Nächsten, unsern Mitmenschen betrachteten? Gerade da in religiösen Zusammenkünften, wo man wie vor dem lebendigen, allsehenden Gott zusammen kommt, gerade da ist der rechte Ort, die hohe Würde des Menschen, des Kindes Gottes, anzuerkennen, ihn als solchen zu achten, zu lieben, und alle die tausend nicht selten durch Thorheit und Ungerechtigkeit eingeführten Verhältnisse zu vergessen, wodurch wir Menschen von einander getrennt werden. Würden nur religiöse Zusammenkünf-

te

te benützt, wozu sie alle ohne Unterschied benützt werden sollten, die Wahrheit: „Ein Gott aller Menschen"! — recht anschaulich und lebendig zu machen, gewiß der segenreichste Erfolg davon würde nicht lange ausbleiben. Allein Mangel ernstlicher Theilnahme und wahrer Ueberlegung, Gefühllosigkeit, Eigennutz, Menschenfurcht zerstören geradezu, und ach wie oft die edelsten Gesinnungen, zu denen man in religiösen Zusammenkünften auf das freundlichste eingeladen wird.

Wer daher immer auf die Ehre eines guten, wahrhaft religiösen Menschen Anspruch machen will, muß bey Religionsübungen lebendigen Glauben an Gott, innigstes Gefühl der Abhängigkeit von ihm, und den ernstlichen Entschluß an den Tag legen, unter den Menschen als seinen Brüdern und Schwestern mit wahrer Liebe zu wandeln.

Bey dieser Stimmung des Gemüths, und bey dieser allein kann der Endzweck religiöser Zusammenkünfte erreicht werden. Sind die übrigen Anstalten, Einrichtungen, Mittel, der man sich bey religiösen Zusammenkünften in Kirchen und Bethhäusern bedient, so beschaffen, daß sie dem besser unterrichteten, und gut gesinnten Theile der Gemeine nicht Genüge leisten, bessern Grundsätzen, unläugbaren Wahrheiten widersprechen; dann haben die Handhaber sol-

cher

cher ausgearteter Anstalten nur sich selbst die Schuld beyzumessen, wenn ihre Zusammenkünfte je länger je weniger besucht werden, und diejenigen, welche zugegen sind, mit augenscheinlicher, handgreiflicher Lauigkeit, Zerstreuung und Blödsinn beywohnen.

Zusammenkünfte sind auch ein sehr natürliches Mittel bürgerliche Angelegenheiten zu verhandeln, und daher allgemein üblich: ihr Zweck ist das Wohl des Ganzen, sie können also nur durch **Gemeinsinn** gedeihen. Wem dieser fehlt, mag wohl ein schlauer oder reicher Mensch seyn, mag eine starke Stimme, und eine noch stärkere Hand haen, aber ein guter Mensch, ein guter Bürger ist er nicht. Dieser kommt mit einem Herzen, das rein ist von Herrschsucht nnd Eigennutz, in die Versammlung, macht sich mit dem nächsten Zweck derselben, das ist, dem Gegenstande bekannt, der wirklich verhandelt wird, hört aufmerksam und unbefangen die verschiedenen Urtheile darüber, wiegt Gründe und Gegengründe, und spricht nicht eher ein Wort darein, als bis er vollkommen von der Sache unterrichtet ist. Alles, was er spricht, spricht er mit Anstand, und demjenigen Nachdruck, welcher der Würde des Gegenstandes angemessen ist, ohne sich pöbelhafter oder beleidigender Ausdrücke zu bedienen, oder durch das Geschrey der Menge, oder eine mächtige Parthie irre

machen zu lassen. Auf solchen Bürgern ruht das Wohl der Gemeinden: ohne sie müssen Unwissenheit, Rohheit, Eigennutz und Leidenschaften aller Art überhand nehmen, welche dann die Stimme der Weisen bey weitem überschreyen, und mancherley Elend verbreiten. In solchen Umständen bleibt dem guten Bürger nichts übrig, als sich zurück ziehen, und im Kreise der Freundschaft das allgemeine Verderben bedauern.

Das Wort Gemeinsinn drückt sehr bestimmt diejenige Gesinnung oder Stimmung unsers Gemüthes aus, welche wir in bürgerliche Zusammenkünfte mitbringen sollen. Gemein — Sinn, Sinn für das allgemeine Beste. Das gerade Gegentheil davon ist Sinn für seinen eigenen Nutzen, seine eigenen Absichten, und heißt daher billig: Eigensinn, Eigennutz. Gemeinsinn kann nur eine Folge wahrer, reiner Vaterlandsliebe seyn. Woher aber diese Liebe, wenn man kein Vaterland hat? — Wenn das ganze Land, die ganze Stadt, das ganze Dorf einigen Wenigen dienstbar seyn muß: Wenn einige Wenige das Fett des Landes aufzehren, und dafür im ganzen Jahre keinen Schritt zum dauerhaften Wohl des Ganzen thun: Wenn aus allen Unternehmungen, Vorkehrungen, Anstalten die Gewinn- und Ruhmsucht Einiger hervorleuchtet, denen andere sklavisch anhangen, wieder Andere geopfert werden, — in diesen Fällen muß

man die Menschen mit Gewalt, List oder Geld zusammen halten, muß es bey allen Verhandlungen künstlich anlegen, daß die Leute meynen, sie thun etwas aus freyem Willen, wehrend dem sie am Gängelbande geführt werden. Aber dann tragen auch alle Verhandlungen und Thaten eines solchen Volkes das Gepräge der Partheylichkeit, der Stumpfheit und der Nothwehre, und nie wird es sich zu Thaten erheben, welche eines glücklichen, wahrhaft ehrwürdigen Volkes würdig sind.

Von öffentlichen, rechtmäßigen Zusammenkünften sind Winkelgesellschaften, Verschwörungen, geheime Verbindungen, welche das Wohl des Ganzen oder einzeler Personen bedrohen, oder wirklich stören, wesentlich verschieden. Wahre Menschenfreunde können nichts anders thun, als denselben niemals betreten, und sich sowohl als andere von dem schädlichen Einfluß derselben in Sicherheit stellen.

* * *

Den Geist, mit dem religiöse Angelegenheiten betrieben werden sollen, bezeichnet der berühmte Kirchenlehrer Augustin vortrefflich: „Im Gewißen herrsche Einigkeit, im Ungewißen Freymüthigkeit, und in allem Liebe.“

Curius überwand die Sabiner, und trug dadurch zur Begründung der römischen Republik wesentlich bey. Als ihm der Staatsrath dafür einen grössern Antheil des eroberten Landes antrug als andern, schlug er ihn aus mit der Erklärung: „Der ist kein guter Bürger, der mit dem Antheil seiner Mitbürger nicht zufrieden ist."

Die Athener drangen einstens heftig in den Demosthenes, daß er den Ankläger einer gewissen Person machen sollte. Er aber widersetzte sich standhaft und sagte: „Die Wahrheit werde ich euch sagen, wenn sie auch euch zuwider ist, aber unrecht werde ich Niemand thun, wenn es auch euch angenehm wäre."

„Mit was man umgeht, damit wird man auch besudelt," trifft im vollen Sinne dieses alten Sprichworts ein bey verdorbenen, und verbothenen Gesellschaften.

## e) Bey Geschäften.

Nicht selten führen Geschäfte mehrere Menschen zusammen, z. B. als Zeugen, als Theilnehmer des menschlichen Kaufs, Verkaufs, als Ausführer des nämlichen Unternehmens, als Mitarbeiter, u. d. gl. wo keiner etwas vor dem andern hat, als was man einander selbst freywillig einräumt. Wie ha-

haben wir uns hier als gute und vernünftige Menschen zu erzeigen?

Wenn ein Geschäft durch mehrere Personen betrieben werden muß, so kann es offenbar nur dann zweckmäßig geschehen, wenn eine jede an ihrer Stelle das thut, wozu sie sich verpflichtet hat, an der Beförderung des Ganzen ernstlichen Antheil nimmt, und dazu Andern gerne verhüflich ist. Wer weiß nicht, daß, wenn man ohne Plan zu Werke geht, oder wenn einer dieß, der Andere jenes ändert, einer den Andern beneidet, keiner dem Andern traut, oder die beste Zeit müßig und zwecklos verschwendet wird, u. dgl. das Ganze immer, wo nicht gar zernichtet, doch sehr mangelhaft ausfallen müße. Vernünftige, rechtschaffene Personen zeichnen sich dann in solchen Angelegenheiten dadurch aus, daß sie sich zu nichts brauchen lassen, von dessen Güte, Rechtmäßigkeit, Nützlichkeit sie nicht innigst überzeugt sind, oder wo sie nicht voraus sehen, daß die dazu berufenen Personen Einsicht und guten Willen genug besitzen, das Ganze zur Ausführung zu bringen. Haben sie über alles dieses kein Bedenken, und einmal ihre Mitwirkung zugesagt, so werden sie auch das Ihrige aus allen Kräften beytragen, vorfallende Schwierigkeiten heben, die Eintracht erhalten, und mit ungeheucheltem Wohlwollen einem jeden den Antheil, Ehre oder Nutzen zutheilen, der ihm gebührt. Mit

Mit solchen Menschen, oder mit keinen machet Geschäfte, wenn ihr ohne Nachtheil eures Geldes, oder eurer Ruhe davon kommen wollet.

Es giebt mancherley Arbeiten in Handwerksstätten, Fabriken, und auf dem Felde, welche in Gesellschaft verrichtet werden, und unter denen man, ohne etwas zu vernachläßigen, miteinander diskuriren kann. Dieß ist dann eine ganz vorzügliche Gelegenheit, die Leute von Seiten ihres Verstandes und Herzens kennen zu lernen. Der Träge, der Plumpe weiß nichts vorzubringen; die eines aufgeweckten, heitern Sinnes sind, ermuntern die ganze Gesellschaft durch ihre Einfälle, und tragen dazu bey, daß die Arbeit schnell und freudig vollzogen wird: die Ausgelassenen bringen Zotten auf die Bahn, die Witzigen ermuntern durch ihre naiven Gedanken, — die recht Guten verbinden mit einem recht guten Herzen einen gesunden Verstand, und wissen Gespräche einzuleiten, und zu unterhalten, welche zugleich angenehm und lehrreich sind, und manchen Anstoß entfernen. Solche Arbeiter und Arbeiterinnen trifft man nicht selten in Hütten an: wie beschämen sie nicht so manchen, der an Vermögen und äusserer Bildung weit über sie hervorragt.

---

Wie

* * *

Wie weit es Eintracht, Uneigennutz, Gemeinsinn bringen kann, beweist unter andern die Geschichte der Machabäer, welche ihr Vaterland unter den mißlichsten Umständen retteten.

Pelopidas zog in das Feld. Seine Frau bath ihn beym Abschied, er möchte auf sich acht geben. „Dieß mögen andere thun, sagte er, ich muß auf das Heer acht geben.“

„Trau — Schau Wem!“ sagt ein altes und wahres Sprichwort.

## f) Durch Schicksale.

Am allersonderbarsten werden bisweilen Menschen, die um einander gar nichts wissen, durch das, was man Schicksale nennt, zusammen geführt, und mit einander in Verbindung gesetzt. Die Schicksale selbst können günstig oder ungünstig seyn. Ein trauriges Schicksal trifft z. B. diejenigen, welche als Kranke in dem nämlichen Spital, als Kriegsgefangene in dem nämlichen Lande, oder durch Raub, Ueberschwemmungen u. d. gl. Fälle Verunglückte, oder auch als Bestrafte im nämlichen Kerker, Zuchthause oder als Landesverwiesene, u. s. w. zusammen kommen.

Die

Die Gründe zu einem vernünftigen wohlgeordneten Betragen liegen nun auch schon in der Lage, in welcher sich dergleichen Personen befinden. Sind die Leiden unverschuldet, so ist es Standhaftigkeit, Großmuth, Genügsamkeit, Versöhnlichkeit, Stille, und besonders unablässige Thätigkeit, wodurch sich rechtschaffene, großmüthige, wahrhaft edle Personen auszeichnen. Kindisches Winseln, unnöthiges Klagen, thörrichtes Wünschen und Verwünschen ist schon an und für sich unanständig, in diesen Umständen aber auch noch schädlich, denn es macht, daß man auch das Wenige, was man genießen könnte, nicht genießt, und die Mittel, welche man zu seiner Erleichterung anwenden könnte, nicht anwendet. Zaghaftigkeit, gänzliche Muthlosigkeit, unmäßige Traurigkeit, und selbst Verzweiflung sind in manchen Umständen sehr verzeihliche Fehler — aber doch immer Fehler, womit man sich und andern beschwerlich fällt, und seinen Zustand verschlimmert. Personen, die sich in ihrem Unglücke zu fassen wissen, wahren Muth, und ein unerschütterliches Vertrauen auf Gottes Fürsehung zeigen, die auch im Unglück unser Bestes bezielt, sind durch ihr Beyspiel eine wahre Wohlthat und Erquickung für die Mitleidenden.

Ist die traurige Lage, in die man versetzt wurde, eine Folge eigner Vergehungen, so hat man um

so

so mehr Ursache, sich mit Gelassenheit, Reumüthigkeit, Friedfertigkeit und Gehorsam in dieselbe zu schicken, und durch ein gutes Beyspiel die Mitschuldigen zu erbauen, und ihre Leiden durch Rath und That erträglicher zu machen. In solchen Umständen zeigt sich so recht die Unbezwinglichkeit des menschlichen Herzens. Die härtesten Schläge, die peinlichsten Behandlungen, die schmerzhaftesten Strafen sind nicht selten ganz unvermögend, das Herz eines Menschen zu ändern. Solche unselige Gemüther martern ihre Mitgefangene durch Vorwürfe, Verläumdung und Neckereyen aller Art, und eine Mißgunst, welche dem andern den hellen Tag im eigentlichen Sinne des Wortes nicht gönnt. Bessere Menschen offenbaren sich durch ein stilles, in sich gekehrtes Wesen, durch Sanftmuth und Friedliebe, durch Zufriedenheit mit Wenigem, und legen bisweilen an ihrem Straforte den Grund zu einer dauerhaft bessern Lebensart, wovon die erste Frucht ein friedliches Benehmen mit bösartigen, rohen Menschen ist.

Sind es günstige, glückliche Schicksale, die Mehrern als Siegern, als vorzüglich beglückten, oder durch Ehre und Ansehen ausgezeichneten Personen zu Theil werden, so ist es Schonung, Großmuth, Wohlwollen, aufrichtige Theilnahme an dem minder glücklichen Schicksale Anderer, wodurch solche Personen

nen ihre menschenfreundliche Gesinnungen an den Tag geben können. Durch Uebermuth, Härte, Ehr- und Geldgeiz entfernt man alle Menschen von sich, verschließt sich in den engen Kreis von seines Gleichen, genießt so selbst das Glück, dessen man theilhaft wurde, nur halb, und läßt auch Andere daran keinen Theil nehmen. Wer mag den Schaden beschreiben, welcher der Menschheit dadurch zugefügt wurde, daß außerordentlich gute Gelegenheiten, Mißbräuche abzustellen, und bessere Einrichtungen zu machen, von vorzüglich beglückten Personen nicht nur unbenutzt gelassen, sondern noch dazu mißbraucht wurden, die Menschen noch mehr von einander zu trennen, und sich des Segens einer lebendigen Nächstenliebe zu berauben.

* * *

In der israelitischen Geschichte sind vorzüglich Joseph und Daniel durch ihre Schicksale im Auslande bekannt. Hier sieht man, was Rechtschaffenheit, wahre Frömmigkeit, stette Selbstbildung, Vaterlandsliebe und Einsicht vermag! Aus armen Sklavenkindern werden im Auslande weise und grosse Männer, — die ehemals in der Gefangenschaft schmachteten, werden der Segen und der Stolz ihres Volkes.

Bias kam mit einem Gesindel von Menschen auf das nämliche Schiff, es entstund ein heftiger Sturm, und die Leute schrien jämmerlich zu den Göttern um Hülfe. Bias rief: „Schweiget doch, daß euch die Götter nicht gewahr werden.“

„Gott wird auch dieses Elend enden,“ läßt der der edle Virgil seinen formmen Helden Aeneas zu seinen Gefährten sprechen.

Einige Räuber im Soldatenrock waren im letzten Kriege niederträchtig genug, den Leuten zu sagen: „Wir lassen euch nichts, als die Augen zum weinen.“

## g) Durch Verhältnisse.

Tausend Menschen nehmen an den nämlichen Verhältnissen Theil, ohne im Grunde von einander verschieden zu seyn, z. B. als Schulfreunde, Jugendfreunde, als Bewohner des nämlichen Hauses, Ortes, als Untergebene der nämlichen Obrigkeit, als Theilnehmer der nämlichen Zunft u. s. w. Wie haben wir uns als gute, vernünftige Menschen gegen unsern Nebenmenschen in solchen Umständen zu verhalten? — Wollen wir wirklich gut seyn, und es nicht blos scheinen, so müssen wir es uns zum unverbrüchlichen Gesetze machen, unserm Nebenmenschen wissentlich niemals beschwerlich, geschweige schädlich zu werden, müssen allen Eigensinn, Nationalstolz, alle

Hand-

Handwerkspossen sorgfältig meiden, nicht an hergebrachte Gewohnheiten, einheimischen Moden, u. dgl. sklavisch hangen, sondern Friede und Eintracht befördern; Mißverständnisse heben, Hülfe leisten, an nützlichen Anstalten Theil nehmen, und bereit seyn, zum Wohl des Ganzen, wenn es vonnöthen ist, selbst einige Opfer zu bringen. Solche Landsleute, solche Mitbürger, solche Nachbarn werden einander das Leben wahrhaft angenehm machen, werden mancherley Quellen des Wohlstandes eröffnen, und benutzen, werden gute Sitten, allgemeine Ruhe und das Wohl des Staats befördern. Wo hingegen diese Grundsätze verläugnet werden, macht man das Leben einander außerordentlich bitter, und hindert unglaublich viel Gutes aller Art.

Vorzüglich könnten Schulfreunde der Menschheit sehr nützlich werden, wenn sie nach mehrern Jahren ihre Erfahrungen und Einsichten vergleichen wollten, ihre Erziehungsweise unpartheyisch zu prüfen, das Gute davon in ihrer Lage zu benutzen, und das Fehlerhafte zu bessern. Freylich müßten dabey alle Mißverständnisse und geheime Abneigungen, welche sich etwa in ihrer Jugend angesetzt hatten, vollkommen beseitiget werden; wozu übrigens mehr Selbstverläugnung erfordert wird, als man glaubt.

Wen

* * *

Wen Gott strafen will, sagt ein altes Sprichwort, dem giebt er einen bösen Nachbar.

Alzibiades und Themistokles konnten einander als Knaben nicht leiden, und sie blieben Zeit Lebens einander abgeneigt.

Die neueste englische Geschichte liefert uns von dem gewaltigen Einfluß des Haßes in Kinderjahren auf die ganze Lebenszeit ein schreckliches Beyspiel. Ein Reisender besucht seinen alten Schulfreund, und freut sich so recht von Herzen, daß er denjenigen, mit dem er ehemals viele fröhliche Tage und Monate zubrachte, den er nun seit vielen Jahren nicht mehr gesehen, und von dem er lange schon nichts mehr gehört hatte, ganz unvermuthet in seiner Wohnung antraf. Auch der andere wurde dadurch sehr angenehm überrascht, zugleich aber erwachte auch der Haß mächtig, den er als Knabe auf diesen seinen Mitschüler geworfen hatte: indessen verbirgt er ihn, und bringt den ganzen Abend mit seinem Gaste unter freudiger Erinnerung ihrer Jugendjahre zu, — zu Nachts aber schleicht er in das Schlafzimmer desselben, und ermordet ihn. Es war Niemand als eine alte Magd im Hause, der Verdacht konnte also auf Niemand anders als den Herrn des Hauses fallen, er wurde eingezogen, gestund sogleich alles, und wurde hingerichtet.

Dieß

Dieß sind diejenigen Gelegenheiten, in denen Menschen, welche einander sonst nicht besonders angehen, kürzer oder länger beysammen sind, und dadurch in die Nothwendigkeit versetzt werden, ihre Gesinnungen zu äußern. Was sollen dieß bey einem vernünftigen wahrhaft edlen Menschen für Gesinnungen seyn, — als Freude an einem jeden Menschen als an einem Mitmenschen, Achtung fur ihn, und der Wunsch seines Wohlergehens, — also Gesinnungen der reinsten, aufrichtigsten **Liebe.** Müßten wir nicht unsre Vernunft verläugnen? müßten wir nicht vor unsrer Natur, unsrer Bestimmung, unsern Verhältnissen ganz unrichtige Begriffe hegen, wenn wir andere Gesinnungen annehmen würden? — Und diese Gesinnungen nun in dem täglichen Umgange angewendet, lebendig an unsrer ganzen Person, offenbar in unsern Worten und Handlungen, schön vereint mit Klugheit, — was sind sie als: werkthätige Liebe, oder **Lebensart** im besten Sinne dieses Wortes, das ist, einer Art zu leben, welche nicht in schönen Worten, in modischen Komplimenten, in erkünstelten Verbeugungen besteht, sondern in einer durch die unbefangene Vernunft fest gesetzte Art zu leben, umzugehen, sich zu verhalten, ohne Jemand eine gegründete Ursache der Unzufriedenheit, oder einer Klage zu geben.

h)

## h) Gastfreundschaft.

Bevor wir in unsrer Untersuchung weiter schreiten, können wir gleich hier sehen, wie eine zahlreiche Menschenklasse ihre Liebe gegen ihren Mitmenschen beweisen kann. Die gute Ordnung bringt es in einem Staate mit sich, daß ein besonderer Stand bey Zusammenkünften, Lustbarkeiten, für Reisende und andere Gäste die erforderliche Bequemlichkeit, Sicherheit, Unterhaltung und gute Bedienung besorge. Es liegt auch in der Natur der Sache, daß die Theilnehmer der nämlichen Verhältnisse oder Schicksale gemeinsame Vorsteher haben. Wie können Personen, denen diese Art von Beruf zu Theil geworden ist, wahre, vernünftige Liebe gegen ihren Nächsten beweisen? — Offenbar nur durch genaue Aufsicht über alles, was sie angeht, durch ernstliche Bereitwilligkeit den Nebenmenschen zu unterhalten, zu bedienen, durch Fleiß und Aufmerksamkeit, durch Urpartheylichkeit und Uneigennützigkeit, durch Klugheit und guten Geschmack. Mit solchen Eigenschaften können solche Personen ihren Nebenmenschen wirklich dasjenige gewähren, wozu sie schon gemäß ihres Berufes verbunden sind. Angenehme Unterhaltung, lehrreiche Gesellschaft, nützliche Beschäftigung, Sicherheit sind für Müde und Verlassene wahre Erquickung. Hingegen Eigennutz, Stolz, Roheit, Trägheit, Unwissenheit

ma-

machen die Eigenschaften derjenigen Menschen aus, welche in ihren Gasthöfen als privilegirte Diebe die Reisenden durch übertriebene Forderungen um das Ihrige bringen, oder als Schauspieler durch niederträchtige Possenspiele der Tugend und Ehrbarkeit öffentlich Hohn sprechen, oder als Vorsteher, Verpfleger armen, elenden, hülflosen Menschen noch den letzten Blutstropfen abzapfen. Solche Leute sind eine Pest der menschlichen Gesellschaft, entsagen allen bessern Grundsätzen, und vermehren, so viel an ihnen gelegen ist, das menschliche Elend.

Man muß eben nicht gemäß seines Berufes verpflichtet seyn, für die Bequemlichkeit und Sicherheit der Reisenden Sorge zu tragen: dazu haben auch alle Gelegenheit, welche, wie man zu sagen pflegt, ihren eignen Herd haben, oder wenigstens, bey denen, die ihn haben, etwas vermögen. Diese Art Liebe gegen den Nebenmenschen, heißt **Gastfreundlichkeit**, und war besonders vor Alters sehr üblich, und zum Theil aus Mangel der Gasthöfe nothwendig, wird auch in der menschlichen Gesellschaft, nie ganz ausser Gewohnheit kommen. Denn die Freude einen aus der Ferne kommenden Bekannten zu sehen ist den unverdorbenen Menschen zu natürlich, als daß er ihm nicht seine Wohnung und seinen Tisch anbóthe, mit Vergnügen seine Mahlzeit mit ihm theilte,

te, und in seiner Gesellschaft alle die Unterhaltungen und Bequemlichkeiten mit doppelter Freudigkeit genösse, deren er in seinem Kreise fähig ist. Von wahrhaft reiner Menschenliebe beseelte Personen nehmen wohl auch Unbekannte in ihre Wohnung auf, und machen sich, so viel es ihre übrigen Umstände zulassen, eine Art von Geschäft daraus, ohne Unterschied des Herkommens, des Standes, der Religion, Ermüdete zu erquicken, Verlassene unterzubringen, Hülflosen zu ihrem Unterkommen verhülflich zu seyn, u. d. gl. Sie thun es immer mit einem Blick zu dem Vater in dem Himmel, der sie in den Stand setzte, ihren Brüdern und Schwestern mit dem Ihrigen zu dienen. Wenn Gäste Sinn für Tugend und Wahrheit haben, wenn sie rein von allen Nebenabsichten sind, und sonst auf keine Art beschwerlich fallen, so kann es nicht fehlen, daß man in einem solchen Kreise seines Lebens recht froh wird, sich und andere angenehm und lehrreich unterhält, und bey der Trennung den Trost eines ewigen, bessern Lebens lebhaft fühlt.

* * *

Abraham bittet die Fremdlinge, daß sie bey ihm vorlieb nehmen, und empfangt die Ehre, Bothen Gottes zu bewirthen.

Bey den Lukanern, einem alten Volke, wurden diejenigen, welche nach Sonnenuntergang Fremde abwiesen, um Geld gestraft.

Ein Mädchen macht Abends einen Spaziergang, und trifft eine Reisende mit ihrer Tochter an, die sich bey ihr sorgfältig um eine ehrbare, nicht theure Einkehr erkundigen. Das Mädchen nimmt sie ohne weiters mit nach Hause, und bewirthet sie nach ihrem geringen Vermögen. Mit Thränen verliessen des andern Tags die Reisenden ihre Wohlthäterinn, die einander niemals wieder sahen.

2.

Menschenliebe unter solchen Personen, die unwillkührlich von einander abhängig oder unabhängig sind.

Es ist offenbar, daß mehrere Menschen unmöglich lange beysammen seyn können, ohne Einigen von ihnen eine Art von Aufsicht oder Gewalt einzuräumen. Wenn Menschen eine Zeit lang neben einander wohnen, so sterben einige von ihnen, andere werden gebohren; unsere Bedürfnisse sind sehr verschieden, und die Art sie zu befriedigen kann leicht mit mehr oder weniger Nachtheil für unsere Mitmenschen verbunden seyn. Alle wollen geniessen, gewinnen, keiner will leiden, verlieren. Soll dann nicht eine allgemeine Verwirrung entstehen, und also im Grunde allen wehe geschehen, so

muß

muß eine gewisse **Ordnung** festgesetzt werden, nach der sich alle zu richten haben. In diese Ordnung traten wir mit unserer Geburt ein. Es hieng ganz und und gar nicht von uns ab, von welchen Aeltern, in welchem Lande, zu welcher Zeit, u. d. gl. wir gebohren wurden. Sehr viele andere und wichtige Verhältnisse, in denen wir uns sonst befinden, sind auch nicht das Werk unserer Wahl. Nachdem wir aber zu reifem Alter gelangten, und uns irgend einem Stande widmeten, traten wir auch mit Wahl und Ueberlegung in gewisse Verbindungen und Verhältnisse. Unsere Abhängigkeit und unsere Unabhängigkeit ist theils freywillig, theils unfreywillig. Da wir nun der Art und Weise nachdenken, nach der unsere Liebe gegen den Mitmenschen in unserer Abhängigkeit und in unserer Unabhängigkeit beschaffen seyn soll, so giebt der in der Natur der menschlichen Gesellschaft gegründete Unterschied freywilliger und unfreywilliger Verhältnisse einen schicklichen Leitfaden, nach dem wir uns in Beantwortung der Frage: Wie sollen wir unsern Nächsten lieben? — richten können. Demselben zu Folge wollen wir dann zuerst sehen, wie wir uns als gute, rechtschaffene Menschen gegen unsere Mitmenschen in den Verhältnissen zu verhalten haben, welche *nicht von uns* abhängen, und dann in denen, welche eine Folge *unserer freyen Wahl* sind. Und zwar

a) Als Kinder.

Unser erstes und vorzüglich wichtiges Verhältniß, in das wir mit diesem Leben ganz und gar unfreywillig treten, ist das Verhältniß, das zwischen uns als Kindern, und unsern Aeltern statt findet. Unsere Aeltern haben diese oder jene gute Eigenschaften, und diese oder jene Mängel, sind von diesem oder jenem Stande, sind arm oder reich, angesehen oder unangesehen, gesund, oder nicht gesund. Wie haben wir uns als gute Kinder gegen sie in allen diesen Umständen zu verhalten? — Dankbarkeit, Achtung, Beystand, Schonung sind unstreitig Pflichten, welche von uns niemals verletzt werden dürfen, wenn wir unsern Aeltern auch nur diejenige Liebe erweisen wollen, welche ihnen kein Kind versagt, das sich auch an weiter nichts, als den Trieb seiner unverdorbenen Natur hält. Zur wahren, reinen Liebe erheben wir uns doch erst dann, wenn wir einmal von dem Allerwichtigsten, den Mitteln und Hindernissen desselben die rechte Einsicht haben, und die Menschen und die Güter dieser Erde nach ihrem wahren innern Werthe schätzen lernen. Ohne diese Einsicht ist man auf den engen Kreis seiner häuslichen Existenz eingeschränket, und in Gefahr, selbst von den schönen Empfindungen der Dankbarkeit, Unterwürfigkeit, Hochschätzung, die unserer sittlichen Anlage so natürlich sind, zur Beschränktheit, Einseitigkeit, Partheylich-

keit

keit verleitet zu werden, welches nie ohne Nachtheil für uns und die Unserigen ablaufen kann.

Sich frühezeitig dem Leichtsinn entziehen, und mit wahrem Ernste der Tugend widmen, es redlich und unpartheyisch anerkennen, was unsere Aeltern zu unserer sittlichen und körperlichen Bildung gethan oder nicht gethan haben, die guten Eigenschaften derselben schätzen, ohne ihre Fehler zu übersehen, oder ihre Wohlthaten zu vergessen — dieß macht gute, vortreffliche Kinder, diese sind im Stande, ihren Aeltern selbst mit Rath und That an die Hand zu gehen; solche Söhne sind die Ehre und die Stütze ihrer Familie, solche Töchter sind die Zierde ihres Hauses, und gewähren im hohen Alter einen Trost, der mehr als alles andere erquickt.

### b) Als Aeltern.

In mehr als einer Hinsicht gehören die Kinder ihren Aeltern ohne ihre freye Wahl an. Dieß gilt vorzüglich in Rücksicht der Anlagen und Fähigkeiten des Geistes. Die Aeltern können mit dem besten Willen und dem gebildetsten Verstande sich erstens keine Kinder, und dann keinem Kinde das geben, was sie ihm wünschen. Viele Dinge von Wichtigkeit und entscheidendem Einfluß auf das ganze Leben der Kinder hängen von Umständen ab, die keineswegs in der Macht der

Ael-

Aeltern stehen. Aus diesem Grunde schon, zu dem dann noch andere kommen, haben die Aeltern alle Ursache, ihre Kinder als eine **Gabe Gottes**, die ihnen auf eine Zeit anvertrauet wird, zu betrachten. Und dieß ist auch der Gesichtspunkt wahrer vernünftiger Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder. Sie sehen dieselben als Gotteskinder, als Geister an, welche unter ihrer Aufsicht gut und weise werden sollen, halten sie für ihre zukünftigen, redlichsten Freunde; erforschen daher von Jugend auf die vorzüglichen Neigungen derselben, und bemühen sich, diesen die möglich beste Richtung zu geben. Es ist ihnen mehr darum zu thun, gute, als reiche Kinder zu haben: sie sind überzeugt, daß Tugend und Geschicklichkeit ein weit höheres Gut sind, als Ansehen, und tragen also vor Allem darauf an, Freude am Guten und richtige Grundsätze ihrem Geiste einzupflanzen, sie von Abwegen und Unarten zu bewahren, und auf diese Art in den Stand zu setzen, irgend auf eine Weise ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Solche Aeltern werden bey ihren Kindern ihrer besondern Beschaffenheit, und den Mitteln, die sie zur Erziehung derselben in ihrer Gewalt haben, getrost und frohen Muthes seyn, reine Vater- und Mutterfreuden geniessen, und wenn es ihnen der Feind nicht raubt, die erquickendsten Früchte ihrer Mühe und Sorgfalt ärndten.

Eine gute Erziehung muß die körperlichen und geistigen Bedürfnisse des Kindes umfassen. Es ist entsetzlich, wie fehlerhaft nicht selten die Erziehung in der einen sowohl als in der andern Hinsicht ist. Man kann Aeltern finden, welche ihre Kinder, sobald es nur möglich ist, von sich zu entfernen suchen. Solche Mütter werden selbst von wilden Thieren an Zärtlichkeit übertroffen, um so mehr, da neugebohrne Kinder die hülfsbedürftigsten Geschöpfe sind. Aeltern, welche ihre Kinder als eine Last ansehen, die man sich auf alle Art erleichtern müsse, oder sie in der Zukunft als ein Eigenthum betrachten, mit dem sie nach Belieben schalten und walten können, sind grob mit ihren Kindern, nicht selten ungerecht gegen sie, verwenden nichts auf Unterricht und Bildung, stehen wohl auch ihrem Unterkommen im Wege, zwingen sie in Stände und Verbindungen, ja einige mißbrauchen sie so gar zu Verbrechen. Dafür müssen sie bisweilen Zeugen oder wohl auch Theilnehmer der traurigsten Lage ihrer Kinder seyn, müssen sie bey Geld und Gut unglücklich sehen, oder sie werden von ihren eigenen Kindern verachtet, verlassen, geplagt. In den allermeisten Fällen empfinden die Aeltern selbst die Folgen einer fehlerhaften Erziehung am Schmerzlichsten.

* * *

„Kinder sind Gottes Geschenk, Aeltern sind Gottes Gabe“, davon waren alle bessern Israeliten innigst überzeugt. Diese Gesinnung vermochte den zärtlichen Vater Abraham seinen Sohn zu opfern, diese verband den frommen Jakob mit seinem besten Kinde Joseph durch unabänderliche Liebe. Diese Gesinnung vorzüglich macht uns die beyden Tobias Vater und Sohn ehrwürdig; diese Gesinnung weckten auf mancherley Art die berühmtesten Lehrer Israels.

Pomponius Attikus konnte sich als ein Mann von 67 Jahren an dem Grabe seiner 90 jährigen Mutter mit Wahrheit rühmen, daß er sich mit ihr nie ausgesöhnt habe, weil er sich nämlich nie mit ihr entzweyt hatte.

Die Geschichte erzählt von der Mutter des Königs von Frankreich, Ludwigs des Heiligen, daß sie unter andern öfter zu ihm gesagt habe: Lieber wollte ich dich todt zu meinen Füssen hinstürzen, als eine Sünde begehen sehen. Diese Ermahnung machte auf das gute Kind einen unauslöschlichen Eindruck, und trug viel zu der unverbrichlichen Gewissenhaftigkeit dieses Fürsten bey.

Jemand grub den Leichnahm seines Vaters aus, setzte ihn auf einen Stuhl, hielt ihm alle seine Verbre-

chen

chen vor, und schlug ihm dann den Kopf ab! Welche entsetzliche Rache!

### c) Als Unterthanen.

Wie Kinder zu Aeltern, und diese zu Kindern kommen, ohne sich dieselben selbst wählen zu können, so kommen wir auch vielfältig dazu, daß wir Unterthanen oder Vorgesetzte sind, ohne uns durch unsere Wahl und freyen Entschluß in dieses Verhältniß versetzt zu haben. Wir wollen nun sehen, wie wir uns als gute und vernünftige Menschen in diesen Umständen zu verhalten haben.

Wir nehmen bey unserer Geburt an der Verfassung des Landes, an der mannigfaltigen Abhängigkeit unserer Aeltern als Unterthanen Antheil, werden mit ihnen Angehörige des nämlichen Landesherrn, Untergebene der nämlichen geistlichen und weltlichen Obrigkeit, und befinden uns mit tausend andern in der Nothwendigkeit, Gesetzen zu gehorchen, die wir nicht gemacht haben, zu denen wir Zeit Lebens nichts hinzufügen, von denen wir nichts hinweg nehmen dürfen, sie mögen übrigens mit unserer Ueberzeugung in Uebereinstimmung oder Widerspruch stehen.

So sehr dieß dem ersten Anscheine nach traurig zu seyn scheint, so ist es doch gewiß, daß wir auf diese Art weit besser daran sind, als wenn wir wären von

Aeltern gebohren worden, welche in keiner bürgerlichen Verfassung lebten; denn da wären wir ganz unsern sinnlichen Trieben überlassen, und beynahe aller Gelegenheit zu unserer sittlichen Bildung beraubt. Die Erfahrung lehrt es, daß diese Menschen in eine viehische Rohheit versinken, und nicht selten eine Lebensart ergreifen, welche mit den sanftern menschlichen Empfindungen im schrecklichen Widerspruche stehen. Als Bewohner von Europa als Kinder bürgerlicher Aeltern befinden wir uns immer besser, als wenn wir mit den Wilden in Wüsten und Wäldern, oder sollten es auch paradiesische Gegenden seyn, umher irrten. Der gute Mensch vergißt bey dem Beschwerlichen niemals das Gute, was ihm seine Lage darbietet.

Schon aus dieser Ursache läßt er sich sehr viel gefallen, das er sich mit allem Rechte anders wünschte. Aber wie soll der Unterthan zu dieser Ueberzeugung gelangen — wie soll er das Gute seiner Lage schätzen lernen? — Ohne Bildung, ohne Unterricht unmöglich! Dieß sind eben die traurigsten Verhältnisse mancher Unterthanen, daß sie aller Gelegenheit, Zeit und anderer Mittel beraubt sind, Künsten und Wissenschaften obzuliegen. Solche Menschen verwildern, ihr Gehorsam ist der Gehorsam des Zugviehes, das sich der Peitsche wegen unter sein Joch schmiegt. Die ganze Lebensart eines solchen Volkes wird auch das Gepräge des Stumpfsinnes,

der nie ganz unterdrückten Unzufriedenheit, und der Verwahrlosung tragen. Von einem solchen Volke kann man wohl Sklavendienste erpressen, aber Muth, Kunstfleiß, Vaterlandsliebe werden ihm überall fremde seyn. Geräth ein wohlgesitteter einsichtsvoller Mensch wie immer in eine solche traurige Lage, so wird er vor allem dulden, was er nicht ändern kann, wird, wenn es anders möglich ist, seine Lage benutzen, unter den Seinigen einen bessern Sinn zu wecken, auf Quellen des Wohlstandes aufmerksam machen, welche vielleicht eben das Verderben des Volkes bisher verschloß. Solche Unterthanen wären das erwünschlichste Mittel guten und verständigen Obern annehmliche Vorschläge zu Verbesserungen zu machen, und sie auf eine Art auszuführen, welche Obern sowohl als Unterthanen Nutzen und Zufriedenheit gewährte. Solchen Unterthanen wäre es dann aber auch am allerwenigsten zu verübeln, wenn sie sich, nachdem sie von ihren Obern ganz verlassen, alle ihre Mühe verschwendet, die billigsten Hoffnungen vereitelt, die gerechtesten Forderungen abgewiesen würden, um eine andere Obrigkeit, freylich nur auf rechtlichem Wege, sähen, unter deren Schutz sie ruhig zu leben hoffen könnten.

Da in der Welt nichts vollkommen ist, so werden gute Unterthanen sich durch zufällige Mängel oder Mißgriffe der Regierung nicht zur Empörung reizen lassen,

sen, sie werden in solchen Fällen die gesetzmäßigen Mittel ergreifen, um der Regierung die Quellen der einrei- In einem Lande, in dem die Gesetze genau befolgt, Per- ßenden Uebel aufzudecken, und denselben abzuhelfen. sonen und Eigenthum geschützt, redliche Ueberzeugung geachtet, gute Sitten befördert, die Früchte des Fleißes gesichert werden — in einem solchen Lande werden alle bürgerliche Tugenden gedeihen, da wird gegenseitiges Zutrauen und allgemeine Zufriedenheit herrschen, da werden Künste und Wissenschaften blühen, da wird die Religion ihre heilsame Früchte bringen, da wird es gute, fleißige, einsichtsvolle, wohlhabende Unterthanen geben, welche ihre Obern als Landesväter achten und lieben, und zur Zeit der Gefahr mit Gut und Blut vertheidigen.

### d) Als Obrigkeiten.

Nicht selten hat man es seiner Geburt, dem Willen oder der Gnade Anderer, oder gar einem Zufall zu verdanken, daß man Vorgesetzter und zwar dieser und keiner andern Unterthanen ist. Was thun weise Personen in diesen Umständen? Sie werden rohe und verwahrloste Menschen zu erziehen und zu bilden, gute Unterthanen aber gut zu erhalten und zu bessern trachten. Einen edlern und erhabnern Beruf giebt es kaum.

Bey einer glücklichen Verfassung, in einem Lande, das bereits viele zweckmäßige Anstalten für alle Klassen von Bürgern besitzt, und Personen von erprobter Treue, tiefen Einsichten und allgemeiner Achtung hat, ist es so schwer nicht, diesem erhabenen Berufe zu entsprechen. Man darf nämlich nur auf dem betretenen Wege bleiben, man darf nur fortsetzen, was weise Vorfahrer eingeleitet haben, und wachen, daß man nicht durch Gewohnheiten eingeschläfert werde, hinter seinem Jahrhundert zurück bleibe, oder gar in Trägheit versinke, und um so weniger thue, je thätiger andere für uns sind oder waren.

Weit schwerer ist es, die Pflichten eines guten und weisen Regenten erfüllen, wenn man auf eine Stufe gestellet wird, auf welcher der Abstand zwischen Obern und Unterthanen größer ist, als er unter Menschen seyn sollte, wenn man mehr Gewalt besitzt, als die Unterthanen in unsere Hand würden gelegt haben, wenn sie weise und gute Menschen gewesen wären. Wer kann, wer soll hier das Gleichgewicht des Rechts und der Billigkeit herstellen? Wenn es mit gesegnetem Erfolge geschehen soll, eigentlich die Obern selbst, Staatsumwälzungen, Thronerschütterungen, gewaltige Revolutionen aller Art stiften bey weitem so viel Gutes nicht, daß dadurch die Ströme von Blut und Thränen, welche sie kosteten, vergü-

ret würden. Wohlthätige Aenderungen können nur dann erfolgen, wenn die Obern selbst aus Gewissensdrang und zum Besten des Landes von ihrem überschwenglichen Throne um eine Stufe herabsteigen, selbst die Hände biethen, die unnöthige Scheidewand zwischen ihnen und ihren Nebenmenschen einzureißen, einem Herkommen zu entsagen, das ihre Untergebene wie eine schwere Last drückt. Die Grundwahrheiten dieser Gesinnung sind die nämlichen Wahrheiten, welche wir in der Einleitung dieser Abhandlung als die unumstößlichen Gründe wahrer Menschenliebe aufgestellt haben. Jeder Mensch ist Gottes Kind, bestimmt zur Tugend und Seligkeit, u. s. w. Regenten von diesen Gedanken beseelt thun Verzicht auf den Ruhm eines Erobereres, um Wohlthäter ihres Volkes zu seyn; sehen die übergroße Gewalt in ihren Händen als ein todtes Kapital an, wenn sie davon nicht zum Besten des Landes einen zweckmäßigen Gebrauch machen können: hassen alle Arten von Sklaverey, kennen kein höheres Vergnügen, keine größere Ehre, keinen angenehmern Titel, als **Väter** ihrer Untergebenen, die Allgeliebten ihres Landes zu seyn — nicht bloß zu heissen; vergessen es niemals, daß sie Untergebene des Allerhöchsten, des Allmächtigen sind, dem sie nur durch Tugend und Weisheit ähnlich und durch gute Thaten gefällig werden können. Solche Regenten sind die Zierde un-

sers

sers Geschlechtes, und eine Wohlthat vieler tausend Familien auf mehrere Geschlechter.

Es ist nicht zu läugnen, daß gar oft die Unterthanen selbst durch ihre Rohheit das größte Hinderniß sind, das den besten Anstalten weiser Obern im Wege steht. Es giebt Leute, welche nur durch gewaltsame Mittel im Zaum gehalten werden können, oder in Lasterhaftigkeit versunken sind, und allen Sinn für etwas Besseres verloren zu haben scheinen. Wie oft schon sind durch solche Leute die weisesten Verordnungen der Regierungen unwirksam, wie oft die Wünsche und Mitwirkungen der bessern Unterthanen durch den Starrsinn und die Bösartigkeit Anderer völlig vereitelt worden? Was thun gute Vorgesetzte, weß Namens sie immer seyn mögen, wenn ihnen solche Untergebene auf eine kürzere oder längere Zeit beschieden sind? Sie haben viel Geduld mit den Fehlern derselben, und vergessen es niemals, daß dieselben zum Theil eine Folge ihrer fehlerhaften Erziehung sind, halten sie in Schranken, so viel es ihnen möglich ist, und tragen zu ihrer sittlichen Bildung bey, so viel es die Umstände gestatten. Bey einem solchen Betragen kann man wenigst so viel erreichen, daß die Leute, wo nicht von Herzen besser, doch im Aeußern wohlgeordneter werden, welches immer ein wichtiger Gewinn ist. Sollten sie sich auch niemals zur reinen Hochachtung erheben, so belohnen

sie

sie doch gar oft die Mühe und die Sorgfalt ihrer Obern mit einer Ehrfurcht, welche hoffen läßt, daß dem Ausbruche wilder Leidenschaften Einhalt gethan, und der Sinn für das Bessere geweckt sey. Uebertriebene Strenge, Verachtung, Stolz, Eigennutz, Gefühllosigkeit für das Beste der Untergebenen macht verwahrloste Gemüther nur verschlossener, mißtrauischer, gefühlloser, und in aller Hinsicht schlimmer. Dieß werden Hausväter an ihren Dienstbothen, Offiziere an ihren Sodaten, Schiffskapitäne an ihren Matrosen, Aufseher an ihren Zöglingen bemerken.

Sind die Untergebenen Gutsbesitzer, Städter oder Landleute, so kommt für gute Obrigkeiten zu den vorigen Gründen ihres Verhaltens noch folgende Rücksicht hinzu: was sich etwa von den Vätern nicht erwarten läßt, kann man von den Kindern hoffen. Die gefühllosen, versunkenen Väter sterben dahin, und überlassen ihren Kindern das Ihrige. Wie läßt es sich verhindern, daß sie ihnen nicht auch ihre Unarten hinterlassen, und das Sprichwort bestättigen: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme? Was Obrigkeiten thun können, um dieß zu verhindern, besteht in guten Erziehungsanstalten, wobey eine wohleingerichtete Schule die Hauptsache ist. Hier muß der Grund zu etwas wahrhaft und dauerhaft Bessern gelegt werden, hier der Sinn für Tugend und Wahrheit gewecket, und

in die zarte Kinderherzen derjenige Samen ausgestreut werden, von dem man allein gute Früchte erwarten kann, hier müssen dem künftigen Bürger diejenigen Grundsätze beygebracht werden, welche ihn vor Niederträchtigkeit, Müßiggang, Liederlichkeit, Leichtsinn bewahren; hier muß man Religion nicht als blosses Gedächtnißwerk behandeln, sondern so lehren, daß sie den Menschen auch dahin begleitet, wohin ihm kein Menschenblick folgen kann, und ihm auch dann Achtung für seine Pflicht einflössen, wenn er sie ungestraft übertreten könnte. Solche Schulen stiften einen bleibenden Nutzen, aus solchen gehen Bürger hervor, derer sich eine weise Obrigkeit freuen, und von denen sie unverbrüchliche Treue erwarten darf.

Unter die mancherley Mittel, durch welche eine weise Obrigkeit das wahre Wohl ihrer Untergebenen in einem hohen Grade befestigen kann, gehört auch vorzüglich eine gute **Polizey**. Es ist unstreitig, daß es ungemein viel zur Sittlichkeit beyträgt, wenn über Handel und Wandel, für Reisende, bey Ergötzlichkeiten, u. s. w. gewisse Gesetze gemacht, und genau befolgt werden. Denn dadurch, daß Niemand ungestraft Unordnungen anrichten kann, wird den Religionslehrern, den Ermahnungen der Freunde, den Bitten der Gattin, und dem Beyspiele der Rechtschaffenen Achtung verschafft, böse Beyschiele werden seltener, und nach und nach fällt

auf das Laster diejenige Verachtung, welche ihm gebührt — Und eher hält man eine andere Strafe als Verachtung lange aus! In einem Lande, in welchem die Obrigkeit scharf auf Polizey hält, unterbleibt, obwohl vorzüglich nicht um reiner Tugend, sondern des strafedrohenden Gesetzes wegen viel Uebel.

* * *

Ein außerodentliches Beyspiel von Nationalerziehung liefert das israelitische Volk. In der Sklaverey erzogen, verlor es allen Muth und Sinn für Freyheit, war zum Kämpfen eben so unbrauchbar, als zum bürgerlichen Leben: mit ihm konnte nichts bessers vorgenommen werden, als daß man es aussterben ließ, und aus ihren Kindern bessere Menschen bildete. Dieß kam nach 40 Jahren durch uneigennützige und einsichtsvolle Männer zu Stande. — Wie viele Jahre — ja Jahrhunderte gehen über manches Volk hin, ohne daß es auch nur Einen Schritt vorwärts kömmt!

In dem äussersten Norden werden nicht selten aus Mangel der Nahrungsmittel die Aeltern von den unglücklichen Kindern getödtet. — Die Karaiben essen Menschenfleisch. — Auf Madagaskar nähern rsich einzelne Familien nu — bewaffnet. — Wie viel besser sind wir nicht bey der schlimmsten Regierung daran!

Als

Als man in einer Gesellschaft behauptete, daß den Sklaven die Freyheit verderblich werde, und dieß durch Beyspiele aus Europa beweisen wollte, so fragte Jemand: Waren aber auch die Leute durch Schulen vorbereitet? — Nein hieß es. Nun so darf Sie die Unbändigkeit der — — nicht wundern, versetzte jener.

„Der kanns nicht"! — sagten gewisse Bauern, als sie auf dem ersten Verhör von ihrem Beamten nur um eine kleine Geldsumme gestraft wurden. — Doch er lernte es hernach besser!!

---

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne auf eine vorzügliche Quelle der mancherley lieblosen und unglücklichen Verhältnisse und grossen Elendes, welches daraus entspringt, und in das unzählige Menschen mehr oder weniger gestürzt werden, aufmerksam zu machen, und diese ist das Bestreben nach einer sogenannten Versorgung. Wo werde ich Brod hernehmen, womit werde ich mich kleiden? — sind Fragen, welche sich einem jeden Menschen aufdringen, welche aber nicht selten auf eine Art beantwortet werden, die ganz unter der Würde eines Menschen ist. Was thut man nicht, um irgend eine Anstellung zu erhalten, was läßt man sich nicht gefallen, um in eine gesetzmäßige Ehe zu gelangen, welche Bedingnisse geht man nicht ein, um Aufenthalt, Schutz und einige Verpflegung zu bekommen? — Nie ist man

mehr, als wenn es auf Versorgung ankommt, zu denken bereitet: Haben es andere gekönnt, kann es dieser und jener: Warum soll ich es nicht auch können? — Beyspiel, Ungewißheit der Zukunft, Noth, Liebe — was vermögen nicht diese zusammen, deren ein jedes einzeln schon eine ungemeine Kraft über unser Herz hat, aus dem Menschen zu machen? — Diese haben die Wohnungen der Menschen zu Hütten gemacht, in denen es kaum das Vieh aushalten wird; diese haben die Ketten geschmiedet, womit Tausende an Leib und Geist gebunden werden; diese haben die Scheidewände zwischen Menschen und Menschen aufgeführt, die einen zu Göttern erhoben, die andern in Staub — in so ferne es möglich ist, zum Vieh erniedriget. Bey weitem die Allermeisten von diesen gehen die heiligste, die in so vielen Rücksichten ungemein wichtige Verbindung, den **Ehestand** ohne Wahl und Ueberlegung ein; gedrungen von aussen und sonst ohne Einsicht, ohne Bildung geben sie sich dem hin, der sie nimmt — und eben darum nicht selten mißhandelt. Woher soll da achtungsvolle, dauerhafte Liebe kommen! — Wer kann diesem Unheile vorbeugen — Wer diese Ketten, diese Grüften zerstören? — Diejenigen Obern sind es, welche ihre Untergebenen zu guten Sitten anführen, auf Ordnung halten, Quellen des Wohlstandes eröffnen, Unterricht ertheilen, Gerechtigkeit pflegen,

gen, u. d. gl.; gute, weise Obrigkeiten sind die sichtbaren Schutzgeister der menschlichen Gesellschaft. Diesen haben wir es zu verdanken, daß in unserm Vaterlande bürgerliche Lebensart eingeführt wurde, und Tugenden blühen, welche der Sklave nicht kennt.

Sklaven, Verwahrloste werden dieses Buch nicht lesen, sie werden aber auch kein anderes lesen: sie werden keines schreiben, aber eben so wenig werden sie ihre gerechtesten Klagen aufzeichnen: sie werden gefühllos dahin leben, thun, was sie thun müssen, um nicht gestraft zu werden, ausgelassen werden ihre Ergötzungen, zügellos ihre Leidenschaften, wild ihr Grimm seyn, Heiterkeit wird aus ihrer Gesellschaft fliehen, Freude an den Ihrigen wird sich in Mitleiden mit denselben verwandeln, und eigenes Uebel wird sie endlich gefühllos für fremdes machen. Werden aber die Laster vergrößert und wirklich unerträglich, begünstigen Uneinigkeit der Obern, fremden Einfluß, u. d. gl. eine Empörung, so werden sie wie wilde Thiere über ihre Unterdrücker herfallen, werden alle Ehrbarkeit und Menschlichkeit ablegen, so grausam oder noch grausamer gegen Andere seyn, als man gegen sie selbst war, und eben darum sich in ein neues Verderben stürzen. Wenn der Sklave seine Fesseln zerbricht, thut er andern und sich selbst wehe.

Die-

Diesem Unheile, diesem Verderben können **Sie**, denen die Vorsehung, was immer für eine Art von Regierung, Gewalt, Aufsicht über ihre Mitmenschen anvertraut hat, vorbeugen. Noch ist allenthalben viel zu thun. Wenn **Sie Ihre** Macht, **Ihr** Ansehen, **Ihren** Einfluß dazu verwenden, daß gute Sitten befördert, Unordnungen, Ausschweifungen unterlassen, der Unterricht verbessert, das Unterkommen erleichtert, Arbeitsamkeit und Kunstfleiß gewecket werden, so werden **Sie** Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes, und Werkzeuge des Allgütigen, dessen ernstlicher Wille es ist, daß alle Menschen gut, weise und glücklich werden. Vielleicht ärnten **Sie** noch hienieden den **Ihnen** gebührenden Dank; vielleicht aber ist **Ihr** Zeitalter ungerecht, und **Ihre** Untergebenen zu versunken, als daß sie es mit Dank anerkennen sollten, was **Sie** an denselben thun. Dieß benimmt aber wohl **Ihnen** den Muth nicht, **Ihr** heilsames Geschäft mit steter Liebe und Sorgfalt fortzusetzen. Gewiß wird eine bessere Nachwelt, vielleicht die Kinder schon der undankbaren Aeltern, **Ihre** Liebe und Mühe anerkennen, und wenn **Sie** nicht mehr hienieden seyn sollten, **Ihre** Asche segnen für die ehemals verkannten, nun aber in ihren Folgen so wohlthätigen Bemühungen.

3.

Menschenliebe unter solchen Personen, die aus freyem Willen von einander abhängig sind oder nicht.

So kann, so soll unsere Menschenliebe in denen Verhältnissen beschaffen seyn, welche nicht in unsrer freyen Macht und Wahl stehen. Nun wollen wir sehen, wie wir unsere Mitmenschen lieben sollen, in denen Verhältnissen, welche eine Folge unsrer Ueberlegung, und unsers freyen Entschlusses sind. Wir müssen also nun die mancherley Verhältnisse durchgehen, in welchen die Menschen gegen einander stehen können, und dann die wahre reine Liebe angeben, deren wir uns in diesen Verhältnissen befleissen sollen.

Die Einwohner eines Staates sind durch ihre Verfassung gedrungen, einen gewissen Stand, eine bestimmte Lebensart zu ergreifen, und dadurch ihren Unterhalt zugewinnen. Wir befinden uns auf keiner von der Natur begünstigten Insel, wo wir nur hingehen, und aus den Wäldern, Feldern und Gewässern nach Belieben holen dürften, was wir vonnöthen haben; wir leben in einem Lande, das bearbeitet werden muß, und das allenthalben unter rechtmäßige Besitzer vertheilet ist. Wer nicht darben, oder aus dem Lande geschafft werden will, muß irgend eine gesetzmäßige Lebensart führen, irgend einen Stand wählen, in dem er auf eine anständige Weise Nahrung und Unterhalt finde.

Die

Die verschiedenen Stände bestimmen dann die verschiedenen Verhältnisse, welche unter uns statt haben können, und nach denen sich unsere Menschenliebe richten muß. Diese Stände sind einer bekannten Eintheilung zufolge der Lehrstand, der Nährstand, der Wehrstand. In einen dieser Stände muß man sich begeben, wenn man ein guter und nützlicher Mensch werden will. Lasset uns also sehen, was für eine Art von Liebe wir in einem jeden dieser Stände unsern Mitmenschen zu erweisen Gelegenheit haben. Da mit diesen der Ehestand gewöhnlich, der ledige Stand aber die Vorbereitung zu allen diesen Ständen ist, so ist auch hier der Ort, von diesem das Nöthige anzuführen.

## a) Im Nährstande.

Unter den Nährstand werden alle Klassen von Bürgern gerechnet, welche für die Nahrung und andere körperliche Bedürfnisse der übrigen Stände arbeiten, als Landleute, Handwerker, Künstler und Handelsleute. Unter diesen vier Klassen von Menschen ist kein wesentlicher Unterschied: Der Landmann baut die Früchte, der Handwerker und Künstler verarbeitet sie, der Handelsmann verbreitet sie; der Landmann muß das Ungemach der Witterung ausstehen, er genießt hingegen mehr Bewegung und frische Luft, was

so

so manche Handwerker und Künstler zu ihrem Nachtheile entbehren; Landleute und Handwerker haben eine schwerere Arbeit als Kaufleute, diese hingegen mehr Gefahr, u. s. w. Man muß zur Ehre unsers Zeitalters sagen, daß der Nährstand in unsern Tagen mehr Achtung als ehemals genießt, und es ist nicht zu zweifeln, daß diese in dem Maaße zunehmen wird, in welchem die Landwirthschaft verbessert, Künste geschätzt, Unterricht verbreitet, und nützliche Anstalten aller Art befördert werden.

Dieser Stand ist seiner Natur gemäß in einem jeden Lande der zahlreicheste, und immer von der größten Wichtigkeit. Der Bürger gewinnt und bearbeitet die Früchte der Erde, und verschafft dadurch sich und seinen Mitmenschen Nahrung, Kleidung, Bequemlichkeit und Vergnügen: er deckt durch seine Abgaben die Bedürfnisse des Staates: er giebt seine Söhne zur Vertheidigung des Vaterlandes: er genießt auch unter dem Schutze der Gesetze Ruhe und Sicherheit: er kann an den mancherley Anstalten zur Geistesübung für sich und die Seinigen Antheil nehmen. — Gewiß also verdienen alle Mitglieder dieses Standes Achtung (Böse sind in jedem Kleide verabscheuungswürdig); sollte sie auch sonst ihr Aeusseres nicht gar sehr empfehlen. Wirklich besitzt auch dieser Stand recht viele uneigennützige, unbefangene, redliche, fleißige Menschen, die zwar stille und

ver-

verborgen, aber sehr nachdrücklich zum Wohle des Ganzen wirken.

* * *

Die mächtigsten und glücklichsten Völker der Welt betrieben immer mit allem Nachdrucke den Ackerbau.

Bey den Phrigiern wurde derjenige mit dem Tode bestraft, der Jemand um einen Ochsen oder Pflug brachte. Die Israeliten bestraften den Dieb eines Zugochsen um 5 andere. II. Mos. 22, 1.

In unsern Zeiten hat vorzüglich der Kaiser Joseph dazu beygetragen, dem Bürgerstande die gebührende Achtung zu verschaffen.

## b) Im Wehrstande.

Die Bestimmung des Wehrstandes ist, wie dieß schon das Wort sagt, die Waffen führen, sich verwahren, wehren. Der einzig mögliche Endzweck desselben, der von der Vernunft gebilliget werden kann, ist die Vertheidigung des Vaterlandes. Krieg führen blos um der Eroberungen wegen ist schon an sich schlechterdings verwerflich, und vollends aus Rache, Neid, Muthwillen Kriege anfangen, ist ein Verbrechen, das man an der Menschheit begeht, das unzähliges Elend verbreitet, und auch für den, der ihn führt, niemals ohne nachtheilige Folgen bleibt. Es liegt in der Natur

der Sache, daß diejenigen, welche in den Krieg gehen, vielen Gefahren ausgesetzt sind. Durch schlechte Verpflegung in Quartieren und in Spitälern, durch anhaltende, gewaltsame Märsche verlieren meistentheils Mehrere das Leben, als vor dem Feinde selbst. Kein Wunder also, daß die Abneigung gegen den Soldatenstand besonders bey denjenigen sehr groß ist, welche nicht so viel Vermögen besitzen, als vonnöthen ist, um sich die nothwendige Schonung und Bequemlichkeit zu verschaffen. Es giebt für einen wahrhaft vernünftigen Menschen keinen andern Beweggrund diesen Stand zu wählen, als die Liebe zum Vaterlande. Diese allein macht alle Beschwerden erträglich; diese allein flößt Muth ein, allen Gefahren zu trotzen: diese macht den Helden im Schlachtgetümmel, und den Menschenfreund ausser demselben. Wer aber von dieser Gesinnung nicht beseelet ist, wird mißvergnügt seyn, sich und andern zur Last fallen, im Angesichte des Feindes alle Gegenwart des Geistes verlieren, und höchstens aus Noth oder Leichtsinn Einiges thun, was ein wahrer Soldat aus Pflicht und Tapferkeit thut.

Es ist nicht leicht ein Stand, der in seinem Berufe, nämlich im Kriege auf eine Art wohlthun könnte, die so stark und unmittelbar empfunden würde, als eben der Soldatenstand. Nichs zu melden, das nicht selten während des Treffens das Leben vieler Menschen von

der Großmuth eines Einzigen, oder Weniger abhängt, wie willkommen ist nicht der gutgesittete, rechtschaffene Mann in dem Quartier. Wenn man in banger Erwartung harret, was nun der Krieg für Menschen in unser Haus führen wird: wenn wir aus eigener und fremder Erfahrung wissen, welchen entsetzlichen Schaden der feindliche Soldat uns zufügen kann — wie wohl thut es in diesem Augenblicke nicht, wenn ein freundlicher Mann in unsere Hütte tritt, an dem wir einen leutseligen, genügsamen, gutgesitteten Gast zu bewirthen haben. Dieß sind die Edlen, welche dem meistens unschuldigen Bürger die unabänderlichen Drangsale des Krieges erträglich machen: diese lassen uns die heilsamen Wirkungen ächter Tugend lebhaft empfinden, und dieselbe neuerdings lieb gewinnen. Solche Männer lassen in unsern Herzen eine unaustilgbare Achtung zurück, und sollten sie auch sonst in politischer Hinsicht unsere Feinde heissen.

Jeder Wohlgesinnte ehrt daher diesen Stand. Der sein Leben opferte, kann gar nicht belohnt werden; nicht einmal der Verlurst der Gesundheit oder eines Gliedes kann eigentlich ersetzt werden. **Ehre** also ist es beynahe allein, womit man den Mitgliedern dieses Standes einigermassen das große Opfer vergüten kann, welches sie auf den Altar des Vaterlandes legen. Zu welcher Anstrengung vermochte diese Liebe nicht zu allen Zeiten große Seelen!

Wer also diesen Stand wählen will, muß wohl überlegen, ob er körperliche Kräfte genug besitzt, daß er nicht dem unausweichlichen Ungemache bald unterliege, ob er schnellen Blick, Einsicht und Klugheit genug habe, und vorzüglich: ob er von Vaterlandsliebe getrieben werde. Kann er zu allem diesem Ja sagen, oder beantwortet vielmehr ein unwiderstehlicher **Drang** alle diese Fragen mit dem lebhaftesten Ja, so mag er sich dem Wehrstande widmen; Er wird sich im Frieden mit Würde beschäftigen, und im Felde große Thaten thun. Heil dem Lande, das viele solche Söhne zählt, es wird von seinen Feinden niemals ohne Verlurst angegriffen werden.

* * *

Man fragte den König Agesilaus, was ein guter Offizier für Eigenschaften besitzen müsse? — Er sagte: er muß in allen Fällen Gegenwart des Geistes besitzen, tapfer seyn vor dem Feinde und sonst freundlich und leutselig gegen Jedermann.

Als sich der Kaiser Otto erklärte, daß er das Kommando abtreten wolle, trat ein gemeiner Mann vor ihn und sagte: Sieh hier, wie schwer uns dein Verlurst fällt — zog sein Schwert, und stürzte sich darein.

Alphonsus der König ließ die Gefangenen nicht, wie es gewöhnlich war, im Triumph aufführen, und er-

erklärte sich: ich halte eher die Erhaltung als den Untergang der Gefangenen eines Triumphes würdig.

### c) Im Lehrstande.

Wir kommen nun auf den Lehrstand. Unter diesem sind eigentliche Lehrer, dann Aerzte, und alle diejenigen begriffen, welche was immer für eine Gewalt über ihre Mitmenschen auszuüben haben. Das Wort Lehrstand sagt recht bestimmt, was sich alle Mitglieder dieser Stände zum vorzüglichen Geschäfte machen sollen: nämlich **Belehrung**. Darauf müssen sich zwar eigentliche Lehrer, weß Namens sie immer sind, besonders verlegen: aber auch Aerzte und Vorgesetzte dürfen auf das Lehramt niemals ganz Verzicht thun. Allen ihren Verrichtungen, wenn sie gesegnet seyn sollen, muß Belehrung zum Grunde liegen, denn da nur läßt sich Gehorsam und Zutrauen erwarten, woran dem Arzte sowohl als den Vorgesetzten ungemein viel gelegen seyn muß. Nur die Mittel der Belehrung sind bey den verschiedenen Genossen dieses Standes verschieden. Der eigentliche Lehrer darf sich nur der Gründe bedienen, der Vorgesetzte hingegen hat auch Zwangsmittel in Händen, und den Aerzten ist dazu die Noth dienlich. Belehrung, Zurechtweisung ist eine überaus schätzbare Wohlthat, eine vorzügliche Art von Menschenliebe. Lasset uns sehen, wie die verschiedenen Klassen des Lehrstandes dieselbe erweisen können und sollen.

1

## Als Lehrer.

Die Menschen von ihrer erhabenen Bestimmung unterrichten, sie über die Mittel belehren, dieselbe zu erreichen, ihnen Anleitung zur Tugend und wahren Güte geben, ist der edelste Beruf, die erhabenste Art von Liebe, der wir gegen unsere Mitmenschen fähig sind. Was ist der Mensch ohne Unterricht, was wird aus ihm, wenn ihm die nothwendigen Begriffe und Grundsätze von Gut und Böse, von Recht und Unrecht mangeln? Gewiß, wenn es nicht zufällig günstige Umstände verhindern, eher ein reissendes Thier als ein achtungswerthes, nützliches Mittglied der menschlichen Gesellschaft. Betrachten wir alle Künste und Handwerke, durchgehen wir alle Anstalten, welche in irgend einem wohlgeordneten Staate zur Sicherheit, Bequemlichkeit, Erhaltung der Gesundheit, u. s. w. gemacht werden, und fragen wir uns: was hat allen diesen Anstalten, diesen Künsten und Wissenschaften das Daseyn gegeben, und was erhält sie im Flor? — Offenbar Menschen von Fleiß und Einsicht! Der Unterricht allein macht zwar den Menschen noch nicht gut, dieß muß er durch eigne Verwendung werden. Grundsätze allein geben noch keine Geschicklichkeit, diese muß erst durch Uebung erworben werden. Aber ohne allen Unterricht gut und geschickt werden, wäre mehr als ein Wunder. Wenn in irgend

einem

einem Lande Kunstfleiß blühet, nützliche Erfindungen gemacht, Verbesserungen aller Art vorgenommen werden, wenn weise Männer am Staatsruder sitzen, die das Wohl des Staates in allen seinen Angelegenheiten befördern, wem hat man dieses zuzuschreiben, als den Lehranstalten, welche von allem, was gut, was recht, was schön, was nützlich ist, bessere Grundsätze unter alle Klassen von Menschen verbreiten. Man muß aber auch nicht glauben, daß man an diesem Berufe nur dadurch Antheil nehme, wenn man zu demselben mit Titel, Rang und Gehalt verpflichtet ist. Katheder und Predigtstühle allein sind es nicht, von denen aus Wahrheit gelehrt werden kann. Auch der Doktormantel macht noch keinen wahren Doktor. Wer Wahres und Gutes lehrt, sey er, wer und wo er wolle, nimmt Antheil an dem erhabensten Berufe des Lehramtes, und zwar um so mehr, je besser und wahrer er lehrt. Ein Mensch zur Tugend angeführt, und gut gebildet ist mehr werth, als ein Heer von Schülern, die an den Buchstaben irgend eines religiösen oder politischen Sistems hangen.

Einsicht und ein ungezwungener, lichtvoller Vortrag sind die nothwendigsten Eigenschaften eines Lehrers als solcher. Er muß dem Fache, in welchem er Unterricht giebt, vollkommen gewachsen seyn, muß es vom Grunde aus verstehen, und sich auf eine Art

mitthei-

mittheilen können, welche das Gesagte leicht fassen und behalten läßt; Er muß selbst in einem hohen Grade fleißig und thätig seyn, um alles dasjenige, was immer über seinen Gegenstand Licht verbreiten kann, zu wissen, und seinen Schülern mitzutheilen. Ohne dieses würde er bald hinter seinem Jahrhunderte zurückbleiben, und in Mechanismus versinken. Davor kann aber eigentlich nichts bewahren, als Eifer für die gute Sache, und Liebe zu den Schülern. Diese allein machen das Lehren, Unterrichten, Vortragen, das nicht selten mit mancherley Beschwerden verbunden ist, zur angenehmen Beschäftigung, und verschaffen dagegen die Achtung und Liebe der Schüler, ohne welche selten ein guter Fortgang erfolgen wird.

Alle Lehrer lehren mit Worten und mit ihrem Beyspiele, und zwar mit diesem weit kräftiger als mit Worten. Denn wir sind vorzüglich in jungen Jahren sehr geneigt, das Verhalten der Menschen zur Auslegung ihrer Worte zu machen. Ein in etwas fehlerhafter Vortrag kann durch ein edles Leben ersetzt werden, aber auch der gründlichste Vortrag vermag den schädlichen Eindruck nicht zu zernichten, den eine leichtsinnige oder lasterhafte Lebensart des Lehrers, auf die Gemüther junger Leute macht.

Soll das Lehramt gesegnet seyn, so muß es sowohl auf die sittliche als die intellektuelle Kul-



Bayerische Staatsbibliothek München

tur der Schüler mit gleichem Ernste dringen: und auch hierinn ist zwischen wissenschaftlichen und Religionslehrern kein wesentlicher Unterschied. Viel Wissen macht das Heil der Menschen eben so wenig aus als dummes Glauben oder thörichtes Nachbethen. Wenn man den Verstand oder den Willen zurück läßt, so ist es immer nur halbe Arbeit. Erziehungsanstalten, Vorträge, Institute, welche nicht die Bildung des ganzen Menschen nach allen seinen wesentlichen Anlagen bezwecken, lassen entweder den Kopf leer, oder das Herz kalt, sind einseitig und beschränkt, und können also niemals ganz die erwünschten Früchte hervorbringen.

Lehrer, welche mit einem gründlichen, lichtvollen Vortrage Tugend und Weisheit verbinden, und bey ihren Schülern und Zuhörern auf Vervollkommnung des Verstandes und Herzens mit gleicher Sorgfalt dringen, erweisen ihren Nebenmenschen die edelste Liebe; Ihre Zuhörer müßten ganz unfähig oder versunken seyn, wenn sie nicht bey solchen Lehrern in aller Hinsicht gewännen, und ihre Dankbarkeit mit wahrer Hochachtung des Lehrers erwiederten. Vielleicht haben solche Lehrer eher Ursache, einer zu großen Ergebenheit ihrer Schüler vorzubeugen, als über Geringschätzung zu klagen.

Lehrer, denen diese Eigenschaften fehlen, müssen es lediglich sich selbst zuschreiben, wenn sie von ihren Schülern nicht geachtet, vergessen, oder endlich

gar

Bayerische Staatsbibliothek München

gar verachtet werden — müssen es sich selbst zuschreiben, wenn ihnen durch ihre Schüler bemerklich gemacht wird, daß sie bey ihren Zuhörern daran arbeiten, verjährte Vorurtheile zu behaupten, bessern Grundsätzen und Einrichtungen den Eingang zu verwehren, und selbst auch in dem Wichtigsten hinter ihren ehemaligen, vielleicht gering geschätzten Schülern zurück bleiben.

Um des Geldes willen thätig seyn, ist immer eines guten Menschen unwürdig: aber noch vollends um des Geldes willen lehren, unterrichten, predigen, ist ein abscheuliches Gewerbe. Von solchen Lehrern darf man wohl nicht erwarten, daß sie Irrthum und Unarten rügen, und sich dem Verderben mit Ernst widersetzen werden. Wenn sie nur ihre Stunde gesprochen haben, dann sind sie um alles Uebrige unbekümmert. Sie richten sich nicht nach der Wahrheit, sondern nach ihren Zuhörern, sagen, was man gerne hört, necken ihre Mitlehrer, und wenden verschiedene Kunstgriffe an, um mehrere Zuhörer zu haben; sie treiben manchmal die Unverschämtheit so weit, daß sie gar wider ihre Ueberzeugung reden, oder Dinge anrühmen, über die sie zu einer andern Zeit selbst das Gespött treiben. Dadurch wird unglaublich viel verdorben. Ganz unschuldig ist aber daran derjenige Staat nicht, der das Lehramt so sehr einschränkt, daß der Lehrer zur Maschine zum Leser wird, oder denselben so gering besoldet,

 daß

daß er seinen Unterhalt auf verschiedenen Nebenwegen suchen muß. Diese Kargheit wirkt immer wieder sehr nachtheilig auf den Staat selbst in mancherley Hinsicht zurück.

2

## Als Aerzte.

Ein vortrefflicher und sehr schätzenswerther Beruf ist auch der eines Arztes. Seine Bestimmung ist Sorge tragen für die Erhaltung und Wiederherstellung der Gesundheit. Wer weiß nicht, welch ein großes Gut es um die Gesundheit ist — wer empfindet nicht das Gegentheil davon mit Schmerz und Qual? Wie muß es daher nicht jedem Einzelnen daran gelegen seyn, in Krankheiten einen Mann zu erhalten, dem man sich mit Zuverläßigkeit anvertrauen darf. Der hohe Werth eines guten Arztes ist vorzüglich in ansteckenden Krankheiten, und zur Zeit einer schnellen Gefahr sehr anschaulich. Wie froh ist man in Umständen, in denen Niemand Rath und Hülfe weiß, oder wann sich aus Furcht der Ansteckung Jedermann zurück zieht, und selbst diejenigen Kranken scheut, mit denen man sonst gern umgieng — wie froh ist man da nicht, wenn Männer vorhanden sind, welche Einsicht und Menschenliebe genug besitzen, dem Uebel zu steuern, und ihren bedrängten Mitmenschen beyzustehen. Dem Staate, dessen

Wohlfahrt von einer hinlänglichen Bevölkerung gar sehr abhangt, muß daran gelegen seyn, daß immer Anstalten vorhanden sind, Personen zu bilden, und in dem Lande verhältnißmäßig zu vertheilen, welche dem Menschen in seiner Geburt, in Unglücksfällen und Krankheiten aller Art Hülfe leisten können. Nur dadurch kann der verderblichen Quacksalberey ein Ende gemacht werden; denn der Kranke sucht Hülfe, und hat er keinen geschickten Arzt in der Nähe, so schickt er zu einem, der sich dafür ausgiebt, und ihn vielleicht für sein Geld in den Tod liefert.

Die Eigenschaften, welche einen wahrhaft guten Arzt auszeichnen, sind Treue und Einsicht. Bey dem Kranken kommt es nicht selten auf eine Stunde an; wird diese vernachläßiget, oder wie immer übersehen, so ist der Schaden davon bisweilen nicht mehr gut zu machen. Einige Krankheiten haben auch einen so tiefen, versteckten Grund, oder einen so sonderbaren Charakter, daß sie für ihre gründliche Behandlung eine große Uebung und sehr viel Nachdenken erforderu, zumal weil uns in der Natur überhaupt und in der Einrichtung des menschlichen Körpers ins Besondere noch so viel dunkel ist. Trägheit, Eigennutz, Bequemlichkeit machen auch den geschicktesten Arzt verächtlich, und setzen ihn in die Klasse von Lohndienern herab. Was kann von diesen Fehlern bewahren? Gewiß nichts als Menschenliebe,

be, oder der reine Eifer der leidenden Menschheit beyzustehen. Wo dieser mangelt, ist es unmöglich, daß man mit Vergnügen eine Kunst treibe, welche mit manchen Gefahren verbunden ist, und zugleich ein anhaltendes Studium, immerwehrende Beobachtung und Ueberlegung erfordert.

Ist diese Liebe ganz, was sie seyn soll, so ist sie auch mit der Sorgfalt für das sittliche Wohl des Kranken gepaart. Welch eine schöne Gelegenheit biethet sich nicht gar oft dem Arzte dazu dar. Oft sind unsere körperliche Uebel eine Folge der Unordnung unsers Geistes, und vielleicht sind eben so oft unsere Geistesplagen eine Folge unsers zerrütteten Körpers. Wie mannigfaltig, wie stark und andauernd ist nicht der wechselseitige Einfluß des Geistes und des Körpers! Wie oft sieht sich nicht der weise Arzt im Stande, dem einen durch den andern zu helfen — den Arzt für Leib und Seele zu machen. Es muß ein rohes, verwildertes Gemüth seyn, wenn ihm nicht ein Wink, ein Wort seines Arztes, das ihm über den Zustand seines Leibes, oder den seines Geistes und Herzens Aufschluß giebt, zeitlebens theuer ist.

Aerzte, welche die hier beschriebenen Eigenschaften besitzen, sind wahre Wohlthäter ihres Vaterlendes, und ein ungemeiner Segen in ihrem Kreise. Allgemeine Achtung wird sie allenthalben begleiten, und unauslöschlich wird der reinste Dank in den Herzen guter Menschen

schen seyn, denen sie zur Erhaltung der Wiederherstellung ihrer Gesundheit verhülflich waren.

3

## Als Obrigkeiten.

Nun kommen wir auf die eigentlichen Obrigkeiten, die aber sehr verschieden sind. Wir können sie als ganz und gar unabhängig und als abhängig betrachten. Die der ersten Art wären die eigentlichen Beherrscher und Regenten irgend eines Staates, und die der zweyten ihre Statthalter, Räthe, Richter, oder was sie sonst immer für einen Namen haben mögen.

**Unabhängig!** — Was will dieses sagen? — Dieß heißt über ein ganzes Land, oder über mehrere Länder, über Tausende und Millionen unumschränkt befehlen, und seine Befehle vollziehen können, ohne Jemanden darüber verantwortlich seyn zu müssen — heißt nach eigenem Gutbefinden in irgend einem Staate neue Anstalten machen, oder bestehende abwürdigen, Menschen in Aemter einsetzen, oder daraus entfernen können, Frieden stiften, oder Krieg anfangen, das Leben, den Wohlstand vieler Tausenden schaffen oder zerstören können. Welche erstaunliche und gleichsam übermenschliche Macht eines Menschen! — Wie ähnlich der Macht des Unendlichen, der Alles kann.

Allein

Allein die Götter der Erde hören nicht auf Menschen zu seyn, sie sind und bleiben allen menschlichen Schwachheiten im Grunde unterworfen, wie jeder andere Mensch. Selbst dasjenige, was sie können, können sie nur durch andere Menschen, bedürfen diese, um Nachrichten einzuziehen, Befehle kund zu machen, und sie in Erfüllung zu bringen. Ohne den Gehorsam vieler Anderer wären sie nicht mehr, als ein anderer Mensch ist, und können nicht mehr als ein anderer kann. Eben so gewiß ist es auch, daß selbst der Mächtigste diese Stimmung der Gemüther und also seine Macht aus eignen Kräften nicht schaffen, und nicht erhalten könnte. So gewiß also die Unabhängigkeit derselben ist, so ist doch auch ihre Abhängigkeit nicht gering, und eine reichhaltige Quelle von vielen Besorgnissen, mannigfaltigem Kummer, und schwer drückenden Lasten. Auch aus diesem Grunde beneidet der nüchterne, von Anmassung, Stolz, Eigennutz freye Weltbürger die Grossen der Erde gar nicht.

Hier ist der Ort nicht, die verschiedenen Verfassungen zu prüfen, und zu bestimmen, welche aus allen diejenige sey, nach der ein Volk regiert werden sollte. Vielleicht stünde es nicht einmal in der Macht des Fürsten eine neue einzuführen. Wir bleiben nur bey der Art zu regieren stehen, wie nun auch immer die Verfassung des Landes beschaffen seyn möge. Die Erfahrung

fahrung lehrt, daß ein Volk bey einer schlechten Verfassung glücklich, und bey einer guten Verfassung unglücklich regirt werden könne. Wie soll also der Fürst bey was immer für einer Verfassung regieren? — Wir können es mit Einem Worte sagen: Wie ein **Vater** über seine **Kinder**. Freude an seinen Kindern, Sorgfalt für ihr Wohlergehen, Theilnahme an Glück und Unglück sind die vorzüglichsten Empfindungen eines wahren Vaterherzens — und eben dieß sind die edelsten Züge in dem Charakter eines Landesherrn. Heil dem Lande, das von einem solchen Fürsten regirt wird! Er wird unzählbar viel Gutes stiften, er wird die Freude seiner Unterthanen, der Segen seines Landes, die Bewunderung seines Zeitalters, der Schrecken seiner Feinde seyn. Wie weit mehr ist das werth als Menschen, Untherthanen, Bürger in Schlachten führen, und zu Tausenden würgen lassen, oder in sittenverderblichen Festen den Schweiß der Unterthanen verprassen, in Müßiggang und Unthätigkeit dahin leben, und Feinden aller Art Gelegenheit zum Verderben geben.

---

Nicht leicht fühlt der Schriftsteller seine Unzulänglichkeit mehr, als wenn er schreibt, wie Fürsten seyn sollen. Denn sind sie dieß nicht, so werden sie es durch ihn wohl auch nicht werden; Und sind sie es, so sind, und wirken sie weit mehr, als man es sich am Schreib-

pulte vorstellen kann. Der Schriftsteller legt lieber, um nicht einem Schmeichler gleich zu sehen, seine Feder nieder, und dankt dem Herrscher der Herrschenden für alle das Gute, das er ihm und seinen Mitbürgern durch seinen Fürsten zu Theil werden ließ.

---

Zwischen dem Fürsten und den Unterthanen stehen die Beamten aller Art. Sie sind die Mittelpersonen im Staate, durch welche der Fürst seine Anordnungen an die Unterthanen, und diese ihre Angelegenheiten an den Fürsten gelangen lassen. Daraus erhellet die Wichtigkeit dieses Standes. Beamte sollen das Auge und die Hand des Fürsten, und der Mund und das Herz der Unterthanen seyn, um von den Bedürfnissen desselben gehörig unterrichtet, und von den Gefühlen des Fürsten sowohl als seiner Landsleute beseelt, den Willen und die Wünsche desselben mit Weisheit vortragen und unterstützen zu können. Sind sie dieß, so werden sie Gelegenheit haben, ungemein viel Gutes zu stiften. Sie sind es, welche den Unterthanen über die gute Absicht der Regierung Aufschluß geben, und die Mißgriffe derselben unschädlich machen können: sie sind es, welche dem Fürsten über den wahren Zustand seines Landes unpartheyische Nachricht geben, den Unterthanen von der wahren Lage unterrichten, und dadurch gegenseitiges Zutrauen unterhalten, oder herstellen können.

Beam-

Beamte hingegen, welche diesen Grundsätzen entsagen, sich von Unwissenheit und Bequemlichkeit einschläfern, von Ehrgeiz, Eigennutz und andern Nebenabsichten verführen, oder gar von Lasterhaftigkeit hinreissen lassen, werden die besten Anstalten der Fürsten vereiteln, die gerechtesten Klagen der Unterthanen unterschlagen, Verdienste unbelohnt lassen, Niederträchtige erheben, Gelder rauben, Mißtrauen zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen erregen, und so beyde unglücklich machen. Welche Gründe für einen jeden wohlgeordneten Menschen, sich diesem Stande gar nicht, oder nur mit dem festen Entschluße zu widmen, allen seinen Kräften aufzubiethen, die Ehre des Fürsten, und das Wohl der Unterthanen auf alle mögliche Weise zu befördern! Diese Gründe erhalten ein neues Gewicht, wenn wir bedenken, daß der Beamte durch seinen Fürsten bevollmächtiget Zwangsmittel in Händen hat, das sittliche Wohl seiner Mitmenschen zu betreiben. Der Lehrer kann nur lehren, der Arzt nur aufmerksam machen, der Beamte kann überdieß noch die Wiederspenstigen strafen. Dadurch kann er den Gründen des Lehrers, und den heilsamen Ermahnungen des Arztes den möglich größten Nachdruck geben, denn wer weiß nicht, daß Menschen, welche nicht selten aus Mangel der nothwendigen Erziehung Ohr und Herz der freundlichen Stimme der Wahrheit verschliessen, sich durch schärfere

Mittel

Mittel von Abwegen entfernen, und wenigst in Ordnung bringen lassen. Wie biethet sich nicht dem menschenfreundlichen Beamten die erwünschlichste Gelegenheit dar, Wahrheit und Tugend zu fördern, und dadurch seinem Nächsten die edelste Art von Liebe zu erweisen. Eben die Uebung dieses allervortrefflichsten Zweiges seines Berufes ist es, was ihn über einen mechanischen Verrichter zu einem geistreichen Arbeiter erhebt, der in seinem Kreise eine ungemeine Wohlthat seiner Mitmenschen, und eine wahre Stütze des Staates ist, und eben dadurch sich die Achtung und den Dank aller Gutgesinnten erwirbt.

* * *

Alexander der Eroberer hatte eine ungemeine Schätzung für seinen Lehrer Aristoteles; denn, sagte er, ich habe zwar meinem Vater das Leben, meinem Lehrer aber die Anleitung zu einem guten Leben zu verdanken.

„Verschonen Sie mich mit Lobsprüchen“: sagte ein vortrefflicher Lehrer in seiner letzten Vorlesung.

In Gegenwart des Königs Antigonus äusserte Jemand: „Was der König thut, ist recht“! Dieß mag bey Barbaren gelten, erwiederte der König: bey uns ist nur das Recht, was es verdient zu seyn.

Ein

Ein Beamter stirbt. Kurz zuvor dekretirte der Landesherr seine Beförderung, und bey seinem Leichenbegängniße legten die Bauern zu seinem Jahrtage Geld zusammen!

Dieß sind die verschiedenen Stände, welche sich in einem jeden bürgerlichen Staate jungen Leuten als eine bestimmte Lebensart zur Wahl darbiethen. Anfangs hat man oft wenig Lust, sich in irgend einen Stand zu begeben, man möchte lieber so seines eigenen Willens dahin leben, und so gut es sich thun ließe, das Leben genießen, ohne an einen gewissen Beruf gefesselt zu seyn. Allein die wohlthätige Natur weckt uns aus diesem Taumel, und bringt uns durch das Gefühl mancherley Bedürfnisse nach und nach auf andere Gedanken. Man ist sich selbst nicht genug, man sucht Gesellschaft, Theilnahme, und findet endlich in einem bestimmten Kreise, in bestimmten Verhältnissen mehr Geschmack als an der weiten Welt, die bey all ihrer Weite doch unser Herz leer läßt. Nun lernt man auch erst alles dasjenige schätzen und benutzen, was zu diesem Endzwecke Aeltern, Erzieher, Lehrer gethan und bewirkt haben. Leute, welche sich auf diese Weise nicht zum Nachdenken bringen lassen, werden Müßiggänger, Landstreicher, und gerathen dadurch nicht selten in eine abscheuliche Lebensart, so, daß der Staat nichts bessers thun kann, als sie in Arbeitshäusern unterbringen,

wo sie, wenn nicht auf bessere Wege gebracht, wenigst unschädlich werden.

Wenn wir einen von diesen Ständen wählen, treten wir mit unsern Mitmenschen in ein gewisses Verhältniß, sind nicht bloß Mensch, sondern dieser und kein anderer Mensch, und als solcher durch unsern Stand an eine bestimmte Art von Liebe angewiesen: es kömmt dann nur darauf an, daß wir uns von dieser regieren lassen. Unsere Handlungen setzen dieses außer allen Zweifel. Unser Betragen in dem Stande oder Berufe, dem wir uns widmen, ist ein offenbarer Beweis, ob wahre Liebe in unserm Herzen ist, oder ob wir in Bequemlichkeit eingeschläfert, von Eigennutz regiert, von Lust getrieben oder vom Laster verführt sind. Wenn wir das Gesetz der Liebe verletzen, verletzen wir die Pflichten unsers Standes, nur die treue Beobachtung desselben macht uns zu wahrhaft nützlichen, guten Menschen.

Wir haben oben zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die geistigen und leiblichen Bedürfnisse der Menschen das vorzüglichste Mittel sind, die Menschen einander näher zu bringen, und sie in Gesellschaften, Gemeinen, Staaten miteinander zu verbinden. Eben diese Bedürfnisse sind es auch, welche diese Gemeinschaft unter uns erhalten. Wenn die Menschen nicht heerdenweise in Wäldern und Wüsten umher irren, wenn sie ihres

Eigen-

Eigenthumes sicher seyn, und Ruhe von aussen und innen genießen wollen, so müssen sie unter sich Arbeitsleute, Bewaffnete, und was immer für Vorgesetzte haben. Unstreitig trägt dazu der Geschlechtstrieb wesentlich bey. Die Neigung zu seines Gleichen, die Liebe des Gatten zum Gatten, und zu den Kindern, diese von dem Schöpfer unvertilgbar unsrer Natur eingepflanzte Liebe ist es, was die Menschen vorzüglich zusammen hält, was sie zur Ordnung und Thätigkeit antreibt, und nie alle Gemeinschaft auflösen und zum reißenden Thiere werden läßt.

### d) Im Ehestande.

Der Ehestand ist ein vortrefflicher Stand, freylich nicht wegen der Befriedigung eines Bedürfnisses, das uns nur in der Tendenz über das Thier erhebt. Es ist dem Menschen so natürlich, irgend Jemand zu haben, dem man alle seine Angelegenheiten anvertrauen darf, mit dem man Freude und Leid theilen kann, und von dem man sich wieder aufrichtige Theilnahme versprechen darf, die mancherley Geschäfte und Arbeiten, mit denen unser Unterhalt und unsre Bequemlichkeit verbunden ist, sind ihrer Natur gemäß von der Art, daß die einen mehr dem weiblichen, die andern mehr dem männlichen Geschlechte angemessen sind: über dieß ist in den mancherley unangenehmen, vom menschlichen Leben unzertrennlichen Vorfällen, bey der Hinfälligkeit unsers

Lebens

Lebens und in wirklichen Krankheiten der Beystand eines treuen, aufrichtigen Menschen so schätzbar, daß derjenige Stand, in dem sich Mann und Weib zum gegenseitigen, lebenslänglichen Beystande, zur unverbrüchlichen Treue und zum unzertrennlichen Genuß des Lebens verbinden, gewiß eine ausgezeichnete Achtung verdient, welche demselben auch nur Thoren oder Lasterhafte versagen können. Eine Familie ist ein Staat im Kleinen, das Oberhaupt desselben ist der Mann, er ist Vater und Ernährer der Seinigen, er ist Lehrer, Gesetzgeber, Beschützer derselben. Die Frau geht ihm in Allem an die Hand, theilt Mühe und Sorgfalt mit ihm, und besorgt alles zu Hause, damit der Mann ausser demselben, und in solchen Dingen, welche mehr Anstrengung erfordern, thätig seyn kann; die Kinder sind die natürlichsten Unterthanen, welche durch Liebe, Wohlverhalten, Hülfe die auf sie verwendete Mühe und Sorgfalt auf das Angenehmste erwiedern. Damit sind noch durch Geschwisterte und Anverwandte mancherley Verhältnisse eingeleitet, welche viele Menschen auf eine Art miteinander verbinden, die in mancher Hinsicht angenehm und nützlich ist.

Wie schön ist nicht diese Anstalt, welche Gott zur Fortpflanzung unsers Geschlechts gemacht hat, wie weise hat er nicht der Liebe des Menschen zu seines Gleichen eine Richtung gegeben, wodurch wir auf das engste

sie vereint, und wenn wir wollen, in den angenehmsten Wirkungskreis versetzt werden.

Der Ehestand ist eigentlich der Stand für den Bürger, den Nährstand, in welchem die Sorgfalt für den Unterhalt der Familie eine der vorzüglichsten ist. Der Bürger geht mit dem Staate eine Art von Vertrag ein, entrichtet Steuer und Abgaben, daß er mit den Seinen ruhig und ehrbar leben kann. Die Mitglieder des Lehrstandes sehen aber doch auch den Ehestand als einen Bestandtheil des ihrigen an, wenn nicht das Gegentheil davon schon durch Gesetze bestimmt ist. Selbst der Wehrstand, mit dem doch so viele Gefahren des Leibes verbunden sind, und der also gerade am wenigsten dauerhafte Versorgung verschaffen kann, wird gar oft als ein Mittel der Versorgung ergriffen. Was ist davon zu halten?

Die Bestimmung des Wehrstandes ist die Vertheidigung des Vaterlandes. Wenn nun Jemand diesen Stand antritt, in der vorzüglichen Absicht, darinn Versorgung zu finden, so ist es ja nicht das Wohl des Vaterlandes, was er sucht, sondern seine Privatangelegenheit, was seine Handlungen bestimmt. Wenn Jemand Volkslehrer, Arzt, Vorsteher, Vorgesetzter wird, um eine Familie zu erhalten, so ist es ja nicht das Wohl des Staates, wonach er trachtet, sondern sein eignes Wohl. Wer weiß nicht, daß nicht nur Soldaten

und Aerzte, sondern auch Lehrer und Vorsteher in Fälle kommen können, in denen sie entweder ihrem Berufe untreu werden oder ihren Privatnutzen aufgeben müssen. Welche werden hierinn als rechtschaffene Männer handeln? — Gewiß nur diejenigen, welche ihren Stand aus Vaterlandsliebe gewählt hatten, und von dieser Gesinnung nicht mehr abwichen. Die andern werden als Mietlinge handeln, und an dem Vaterlande untreu werden, um ihre liebe Angehörigen, und ihr noch lieberes Selbst zu schützen.

Mit der Sorgfalt für das allgemeine Beste kann die Liebe und Sorgfalt für eine Familie gar wohl bestehen, um so mehr, da die Mitglieder des Lehr- und Nährstandes durch ihre eigene Bildung, und durch ihre Einkünfte meistens in den Stand gesetzt sind, ihren Kindern eine bessere Bildung zu geben. Diese Ausgaben des Staates werden demselben auf macherley Weise wieder und zwar reichlich ersetzt. Denn der Soldat, der Lehrer, der Arzt, der Beamte wird durch seine Kinder Bürger, wenigst enger an den Staat angeschlossen, und selbst sein Privatvortheil treibt ihn nun, das Wohl des Staates zu befördern. In einer Familie wird Einsicht und Rechtschaffenheit wie erblich; die Kinder guter Aeltern werden auch gut, oder kommen doch bald wieder zurück, wenn sie auf Abwege gerathen sind. Selbst bey Fürsten und Regenten ist der wohlthätige Einfluß

der

der Familienverhältnisse unverkennbar. Wenn auf dem Throne ein zärtlicher Gatte, ein liebreicher Vater sitzt, wenn die Vertrauten des Fürsten selbst Familienhäupter sind, so wird sich eine solche Regierung auch durch Humanität und Friedfertigkeit auszeichnen, und im In- und Auslande Achtung erwerben.

### e) Als Unverheurathet.

Dieß sind nun diejenigen Verhältnisse, in die wir mit unserm Nebenmenschen treten können, wenn wir mit Ueberlegung und freyem Entschluße wählen. Wir werden Vorgesetzte oder Untergebene, nehmen dadurch einen bestimmten äussern Charakter an, und können unsre Menschenliebe auf eine gewisse, bestimmte Art äussern und darthun. Wenn wir nun alles zusammen nehmen, so ergeben sich für unser Verhalten bey diesem wichtigen Geschäft der Wahl eines Standes folgende Regeln: „Versprich keinen Gehorsam, den du nicht leisten kannst“. Und: „Fordere keinen Gehorsam, den du nicht mit aller Billigkeit fordern kannst“. Hätte man jederzeit nach dieser einfachen Vorschrift gehandelt, wie unendlich viel Unheil und Elend wäre dem Menschen unbekannt geblieben! Hätten Untergebene bey ihrem Unterwerfen niemals ihrer Würde entsagt, hätten Obere bey ihren Forderungen nie vergessen, daß sie Menschen sind, wie

ganz anders würde es in der Welt seyn, als es wirklich ist. Wer mehr verspricht, als ein vernünftiger, gebildeter Mensch leisten kann, setzt sich beynahe der Nothwendigkeit aus, seinem gegebenen Worte untreu zu werden: wer sich eine Macht anmaßt, welche er mit Recht nicht ausüben kann, ohne andern wehe zu thun, macht sich die Ausübung wahrer Menschenliebe unmöglich. Bey der gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise der Menschen ist es nicht zu verwundern, wenn wirkliche und eingebildete Ungerechtigkeiten mit Untreuen aller Art vergolten werden, und überhaupt recht viel geschieht, das sich mit wahrer Liebe nicht verträgt. Wollen wir diese in unserm Leben einführen, und uns ihrer wohlthätigen Früchte erfreuen, so muß es unsre erste Sorgfalt seyn, uns in keine Lage zu versetzen, welche mit unsrer Ueberzeugung nicht vereinbar wäre.

Sorgfältige Wahl, reife Ueberlegung ist eine Hauptsache bey allen Handlungen, welche von einigem Einfluße auf unser Wohl oder Wehe sind. Es ist unbeschreiblich, mit welchem Leichtsinne Stände und Gatten gewählt werden, da es doch die tägliche Erfahrung lehrt, wie viele diesen Leichtsinn mit lebenslänglicher Unzufriedenheit büssen müssen. Jungen, unerfahrnen Leuten ist dieß oft nicht gar sehr zu verübeln. Aber was soll man von Erziehern, Vorstehern, Aeltern denken, welche ihre Zöglinge, ihre Kinder wie Schlacht-

vieh

vieh verhandeln, und an einen Beruf anketten, welcher dem Gemüthszustande derselben ganz und gar nicht angemessen ist. Nicht selten sind Stolz, Eigennutz, bisweilen aber auch gewisse Vorurtheile die Ursache davon. Man sieht einige Stände und Berufsarten als verächtlich an, und dünkt sich daher zu vornehm, da doch alle Stände ihrer Ehre werth und für das Wohl des Ganzen von der größten Wichtigkeit sind. Wie viele Menschen hat nicht schon dieses Vorurtheil unglücklich gemacht? Wie manche Kinder würden bey einem mäßigen Landgute, als Handelsleute, bey Künsten oder Handwerken vergnügt, wohlhabend und nützlich seyn; allein sie müssen dieses, jenes Amt annehmen, den Degen führen, das Katheder, den Richterstuhl besteigen, und nun ist es um ihre Ruhe, ihre Heiterkeit geschehen, ihr ganzes Thun und Lassen trägt das Gepräge eines gefesselten Menschen. Man muß es zur Ehre unsers Jahrhunderts sagen, daß dieses Vorurtheil immer mehr abnimmt, und daß man den Bürger als solchen immer mehr achtet.

Was sollen aber diejenigen thun, die wie immer in einen Stand gerathen sind, der ihnen nicht ganz angemessen ist? — Diese können nichts bessers thun, als sich in einen andern versetzen, oder wenn dieß vielleicht unmöglich ist, tragen, was nicht zu ändern ist, zu wirken, so viel sich Gutes wirken läßt, unabläßig an eig-

ner

ner Bildung zu arbeiten und sich durch keinen Menschen und durch keine Lage zum Verräther an Tugend und Gerechtigkeit machen zu lassen. Solche Personen verdienen unsere ganze Hochachtung: ihre Treue im Kleinen wird ihnen durch Heiterkeit des Geistes und eine seltene Menschenkenntniß vergolten, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, am zuverläßigsten zu rathen und am wohlthätigsten beyzustehen.

Hat man sich einmal mit reifer Ueberlegung zu irgend einem Stande entschlossen, so kommt alles darauf an, daß man sich auf denselben wohl vorbereite. Dazu sind die jungen Jahre vorhanden. Was in diesen versäumt wird, kann man selbst mit der größten Mühe nachher kaum herein bringen. Man kann es jungen Leuten nicht oft genug sagen, daß ihre Jahre von der größten Wichtigkeit sind. Das Sagen allein wäre aber bisweilen nicht hinlänglich, man muß ihnen Anleitung zum wirklichen Benutzen geben, und sie mit Rath und That unterstützen.

Aeltern lieben ihre Kinder, wenn sie dieselben von Jugend auf zum Guten anhalten, ihre Unarten und Fehler mit milden und scharfen Mitteln zu verbessern trachten, frühzeitig die Neigungen und Anlagen derselben ausforschen, und sich dann durch Fleiß und Sparsamkeit in den Stand setzen, denselben die zweckmäßige Erziehung zu geben.

Kinder lieben ihre Aeltern, wenn sie sich gerne von ihnen leiten und regieren lassen, wenn sie denselben in ihren Geschäften nach ihren Kräften an die Hand gehen, durch ihr Wohlverhalten ihnen wahre Freude machen, ihre jüngern Geschwisterte mit aller Sorgfalt erziehen helfen, und in der Folge sich aus allen ihren Kräften dankbar erzeigen.

Vorgesetzte, Lehrer, Erzieher lieben ihre Zöglinge, wenn sie ihr Amt nicht des Nutzens oder Zwanges halber, sondern mit wahrer Freudigkeit üben, an dem wahren Wohl ihrer Anvertrauten aufrichtig Theil nehmen, in der Wahrheit, und besonders in denjenigen Grundsätzen, auf welche sich ihr künftiger Beruf vorzüglich stützt, sorgfältig unterrichten, mit einem guten Beyspiele vorleuchten, und alles entfernen, was immer demselben ein Hinderniß oder Anstoß seyn könnte.

Schüler lieben ihre Lehrer, Vorgesetzte, wenn sie ihnen von Herzen ergeben sind, folgen, und gerne arbeiten.

Meisterschaften lieben ihre Dienstbothen, wenn sie dieselbe nicht als zu ihrem Nutzen erschaffene, dienstbare Geister, sondern als ihre Mitmenschen betrachten, nicht mehr von ihnen fordern, als sie billiger Weise leisten können, für ihren Unterricht und ihre Besserung thun, was in ihren Kräften steht, sie

durch

durch Ermahnungen und freundliches Zureden von Abwegen zu bewahren suchen, wenn sie krank sind, so gut als es ihre Umstände erlauben, verpflegen, und ihr Unterkommen, so viel möglich, erleichtern.

Dienstbothen lieben ihre Meisterschaften, wenn sie treu und fleißig sind, das Wohl und den Nutzen ihrer Meisterschaft stets vor Augen haben, nicht nur thun, was sie müssen, sondern auch über dieß bey Erziehung der Kinder und andern Hausgeschäften gerne helfen, die Zeit, welche ihnen von der Arbeit frey bleibt, gut zubringen, immer zu lernen trachten, und unanständige Gesellschaften fliehen.

Bey einer solchen Behandlungsart, und einer solchen Ergebenheit entsteht wechselseitiges Zutrauen, Freude zur Arbeit, Eintracht, Sittsamkeit, Bewahrung vor Verführung, mit einem Worte eine gegenseitige Liebe, welche lebenslänglich dauert, und eine unversigliche Quelle der reinsten Freuden und der reelsten Dienste sind. Wo diese Gesinnungen fehlen, wird man kalt, gleichgültig, wo nicht gar ungerecht, und verbittert einander das Leben.

---

Jünglinge, die ihr euch dem Lehrstande widmet, bedenket, wie erhaben eure Bestimmung ist! Es giebt keinen edlern, keinen des gebildetsten Menschen würdi-

gern

gern Beruf, als Lehrer, Vorsteher des Volkes eurer Mitmenschen zu werden. Eure Aeltern und Wohlthäter verwenden auf eure Bildung ihr vielleicht mit saurer Mühe erworbenes Eigenthum, Staat und Kirche erwarten von euch die wichtigsten Dienste, das Wohl von Hunderten, vielleicht von Tausenden wird in eure Hände gelegt. Von euch nun, und vorzüglich von euern Studien hängt es ab, ob ihr der Trost und die Zierde eurer Familie, oder die Schmach und die Schande derselben, die Ehre eurer Lehrer oder ihre Unehre, Beförderer des wahren Wohls euers Vaterlandes oder die Zerstörer desselben, Wohlthäter oder Uebelthäter der Menschheit — Engel oder Satane werdet.

---

Liebe und Gehorsam der Kinder gegen die Aeltern war ein Staatsgesetz Israels. „Wer Vater oder Mutter mit Schlägen mißhandelt, oder verflucht, soll sterben". Mos. II. 21. Martia eine adeliche Römerinn wurde Wittwe, und heurathete nicht wieder. Als man sie um die Ursache fragte, sagte sie: „Schwerlich würde mich einer lieber als mein Vermögen haben.

Ein junger Mensch fragte einen gewissen Panatius: Ob ein weiser Mann auch Bekanntschaft mit Frauenzimmern mache"? Was ein weiser Mann thun wird, gab dieser zur Antwort, wollen wir ihm überlassen.

lassen. Was aber mich und dich betrifft, die wir uns noch nicht unter die Weisen zählen können, wird es wohl das beste seyn, wenn wir uns in nichts einlassen, das gar leicht übel ausfallen könnte.

## 4
## Einfluß der besondern Lage auf Menschenliebe.

Noch nahmen wir auf die besonderen Lagen, in denen sich wir oder unsere Mitmenschen befinden, keine Rücksicht. Diese aber ist eine vorzügliche Gelegenheit, unsre Liebe auf eine eigne Art darzuthun. Der Mensch ist glücklich oder unglücklich, befindet sich in günstigen oder ungünstigen Umständen, und zwar mit oder ohne eigne Schuld. Wie soll denn in einer solchen Lage unsere Menschenliebe beschaffen seyn, wennn sie die rechte ist? —

### a) Im Glücke.

Stolz und Kaltsinn sind die Klippen des Anstoßes für diejenigen Menschen, welche durch Glück oder Verdienst vorzüglich begünstiget werden. Wer hoch oben steht, ist sehr geneigt, hoch herab zu sehen. Man vergißt sehr bald, wer man zuvor war, besonders wenn die Erhebung nur das Werk des Glückes ist. Wie viele Menschen haben sich durch zu großen Aufwand,

durch

durch Nachläßigkeit, durch Verachtung der Mitmenschen ihrer günstigern Umstände ganz unwürdig, und wohl gar verlustig gemacht. Vernünftige vergessen es niemals, daß alles Glück äußerst veränderlich ist, und daß der minder Reiche, minder Angesehene an seiner Stelle zwar keine so glänzende, aber nicht minder nothwendige Dienste leistet, daß der Angesehene des Unangesehenen, der Reiche des weniger Reichen, so oft als dieser seiner bedarf, vielleicht noch öfter, oder in Dingen, welche sich mit Geld nicht abmachen lassen, vergessen niemals, daß der Werth von Geld und Gut weit mehr in der Meynung der Menschen, als in ihrem innern Werth bestehe.

Wo nach solchen Grundsätzen gehandelt wird, legt man kein großes Gewicht auf Glück, Geld und Ansehen, frevelt nicht und denkt, ich kann es wieder mit Geld eben machen, sondern vergißt seines Reichthumes in Gegenwart anderer, und bringt unter seine Mitmenschen ein offenes Ohr und ein geneigtes Herz für freundliche Belehrungen und Erinnerungen. Solche Reiche nur sind des Berufes fähig, dessen sie die Vorsehung würdigte: Wohlthäter der Menschen mit Gottes Gaben zu seyn. Solche nur behalten offenen Sinn für ein Gold, das nicht glänzt, und einen Werth, den man nicht mit Geld bezahlt. Solche finden mehr Vergnügen daran, Verlassenen zu helfen, Unbemittelte zu un-

terstützen, Trauer in Freude zu verwandeln, als unter ihres gleichen zu schwelgen; finden mehr Geschmack an der Unterhaltung, welche ein Buch, eine Unterredung, Beschäftigung gewährt, als die man an wohlbesetzten Tafeln, in prächtigen Kleidern und kostbaren Rekreationen findet. Wer kennt nicht die Gefahren, welche mit einem großen Reichthume verbunden sind. Die Menschenliebe allein ist es, welche daraus errettet. Sie nur lehrt den Menschen einen guten Gebrauch von allem, was er hat, machen: sie allein macht ihn zu einem achtungswerthen, nützlichen Menschen. Wo das Geld die Liebe tödtet, da nehmen Leidenschaften und vorzüglich der Geiz das Herz des Menschen in Besitz, und verwandeln es in eine eiserne Geldtruhe, über die der Verstand keine andere Gewalt besitzt, als die eines Hundes, das ist, zu bellen, wenn man aufthun will.

Und wie soll man sich nun gegen den Nebenmenschen betragen, dem es besonders gut geht, der besonders glücklich ist, u. d. gl. Um es mit einem Worte zu sagen, man soll sich seiner freuen, soll aufrichtig theilnehmen an dem Wohlergehen seines Mitmenschen. Wem in solchen Umständen diese Empfindung nicht beywohnt, dessen Liebe ist noch nicht, wie sie seyn sollte. Sind die günstigen Umstände, die Beförderung unsers Nebenmenschen eine Folge seiner Verdienste, so hat bey der Freude auch Achtung statt; man fühlt sich gedrungen,

eine

eine solche Person hoch zu schätzen, und sich auch zugleich der guten Sache zu freuen, welche durch die Beförderung der Guten allzeit am meisten gewinnt. Im Kreise solcher Menschen wird man nicht durch zu grossen Glanz, nicht durch das Gewicht des Ansehens, nicht durch den stets ausgehängten Schild der Verdienste gestört.

Es giebt bey vorzüglich Beglückten so Manches, das die unbefangene Liebe gegen sie sehr erschwert. Die Beförderung, die Erhebung, das Wohlergehen unsers Nächsten ist vielleicht blos das Werk des Glückes, des blinden Ohngefährs; oder er kam vielleicht nicht auf dem rechten Wege dazu; oder er ist desselben nicht würdig — etwa gar unwürdig; läßt sich wohl gar durch sein Glück stolz, anmassend, unerträglich machen; wir wären dieser Stelle weit würdiger, sind vielleicht übergangen, oder gar verdrungen worden. In diesen und ähnlichen Fällen wird wohl unser Herz so recht auf die Hauptprobe gestellt, die es nur dann bestehen kann, wenn es von den reinsten Trieben beseelt wird, den Mann und sein Amt richtig unterscheidet, und sich von Neid und Eifersucht rein erhält. Bey dieser Stimmung des Gemüths allein kann man ruhig seyn, ja man setzt sich sogar in den Stand seinem Nächsten wichtige Dienste zu erweisen.

Mit einer günstigen Wendung der Schicksale erhält auch meistens der Charakter des Menschen eine entscheiden-

scheidende Wendung. Man ist in solchen Fällen zur Großmuth, zur Ablegung entehrender Vorurtheile, unanständiger Gewohnheiten, verderblicher Verbindungen, u. d. gl. mehr als sonst geneigt. Der weise Menschenfreund benützt die günstigen Umstände seiner Freunde, Bekannten, ein Wort zu seiner Zeit zu reden, das sie auf einen würdigen Gebrauch ihres Glückes aufmerksam macht. Je weniger der Mensch Tugend besitzt, desto weniger kann er das Glück ertragen. Er mißbraucht es leicht auf mancherley Art. Der Weise weiß dieses. In seine Freude bey dem Glücke eines andern, der nicht recht gut ist, mischt sich daher eben, weil er ihn liebt, immer eine Art von Besorgniß. Kann der Glückliche sein Glück nicht ertragen, so wird er in der Folge nur um so unglücklicher. Ist dieß durch freundliches Zureden und Vermitteln abzuwenden, so trägt der redlich Liebende das Seine gerne dazu bey; er ist bereit, Verlust und Gefahren von ihm, so viel möglich abzuwenden, zu warnen, wenn sein Betragen Neid erregt, aufmerksam zu machen, wenn seine Gutmüthigkeit mißbraucht wird. So leistet der weniger Glückliche dem Beglückten Dienste, welche ihm sein Glück doppelt angenehm und für andere sehr wohlthätig machen.

* * *

„Was nützt dem Thoren Geld und Gut, heißt es im Buche der Sprichwörter 17. 16. die Weisheit kann er doch nicht damit kaufen". Alkam-

Alkamenes gelangte auf einmal zu einem sehr großen Reichthum. Einer von seinen Bekannten sagte ihm dann: er solle sich nun recht wohl seyn lassen. Dieß werde ich nicht thun, antwortete er: „Man muß sein Leben nach der Vernunft, nicht nach dem Gelde einrichten“.

Man fragte den Diogenes: warum die Philosophen öfter die Reichen besuchen, als diese die Philosophen? Er sagte: weil wir wohl wissen, was uns abgeht, die Reichen aber wissen nicht, was ihnen abgeht.

## b) Im Unglücke.

Unglückliche, traurige, elende Umstände erwecken vorzüglich unsere Liebe. Sie sind bisweilen von der Art, daß man wie Stein seyn müßte, wenn man nicht gerührt würde z. B. bey Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen, pestartigen Krankheiten, u. d. gl., aber auch bey weniger schauerlichen Auftritten — wenn wir nicht Mitleiden fühlen, wenn wir erst durch Erzählungen oder verschiedene Rücksichten aufmerksam werden müssen, so haben wir uns die wahre Liebe noch nicht eigen gemacht.

Nur ist diese Liebe mit andern Rücksichten begleitet, wenn das Unglück unverschuldet ist, und mit andern, wenn es verschuldet ist.

Ist das Leiden unverschuldet, das unsern Nächsten drückt, so überläßt sich wahre Liebe dem herzlichen Mitleiden: sie versetzt sich ganz in die Lage des Nebenmenschen, unterbricht seine Klagen nicht, verschafft ihm vielmehr Gelegenheit, dieselbe in ihren Schooß auszuschütten, unterhält sich gerne mit ihm, und sucht ihn zu trösten und zu ermuntern. Dieses Mitleiden wäre nicht von der rechten Art, wenn es nicht werkthätig wäre. Mit Jammern und Weinen ist dem andern nicht geholfen. Die Ursache des Uebels muß aufgesucht und gehoben werden Dazu ist der Unglückliche selbst oft am allerungeschicktesten. Er sucht sie, wo sie gar nicht, oder nur zum Theile ist, oder meynt, er helfe sich, und thut etwas, das ihn nur noch elender macht. Die wahre Liebe leistet daher schon dadurch dem Unglücklichen einen wesentlichen Dienst, daß sie ihm zeigt, woher sein Leiden komme, und wie demselben abzuhelfen sey. Kaltblütige Ueberlegung ist hier von großem Werthe. Dabey allein darf es nun freylich gar oft nicht bleiben. Man muß auch Hand an das Werk legen, und durch Fürsprache, Unterstützung mit Geld, Lebensmitteln, u. d. gl. den Nächsten in bessere Umstände zu versetzen trachten.

Sind die Leiden verschuldet, so geht die Bemühung des wahren Menschenfreundes vor Allem dahin, dem Unglücklichen die Augen über seinen eignen Zustand zu

öffnen,

öffnen, und bey ihm den ernstlichen Vorsatz zu bewirken; das Uebel vom Grunde aus zu heben. Er ist ihm freylich nicht mit Vorwürfen überlästig, sondern erwirbt sich sein Zutrauen durch ungeheuchelte Theilnehmung, durch reine Absicht und uneigennützige Mitwirkung.

Es giebt Leiden, die nicht mit Geld gehoben werden können. In den Angelegenheiten unsers Herzens fühlen wir das Bedürfniß fremder Hülfe am meisten. Wenn der Geist unruhig und betrübt wird, wenn man in wichtigen Angelegenheiten keinen Entschluß zu fassen weiß, wenn die Grundfesten unserer bisherigen Ueberzeugung über wichtige Gegenstände zu wanken anfangen, wenn wir von Zweifeln geplagt, von Vorwürfen unsers Gewissens gemartert werden, wenn man in eine unerklärbare Schwermuth verfällt, wenn man keine Seele um sich hat, der man seine heisse Leiden klagen könnte, wenn man durch Krankheit oder andere heftige Unfälle ausser Fassung geräth — in diesen Umständen schätzt man den noch glücklich, dem es nur an Geld gebricht. Wie willkommen ist in solchen Umständen nicht ein Mensch, der Einsicht und Theilnehmung genug besitzt, uns Aufschluß zu geben, mit seinem Rathe an die Hand zu gehen, und Hindernisse aus dem Wege zu räumen!

So lange alles gut geht, so lange man bey Vermögen, Ansehen, Kräften ist, bezeugen sich alle höflich und liebreich. Allein wenn der Kredit zu sinken, der Wohlstand abzunehmen, das Ansehen zu wanken anfängt, dann treten alle diejenigen zurück, welche nicht aus reiner Liebe gehandelt haben. Ihr Betragen ist nicht selten abscheulich. Sie thun, als wenn sie denjenigen nicht mehr kennen, mit dem sie zuvor vertraut umgiengen; einige werden sogar auf eine entsetzliche Art undankbar, würdigen den, von welchem sie ehemals viel Gutes genossen, nicht einmal eines freundlichen Blickes, guten Wortes, viel weniger, daß sie einen Schritt machten, demselben Erleichterung zu verschaffen. Ja die Welt hat Ungeheuer gesehen, welche den Untergang ihrer größten Wohlthäter auf alle Weise beförderten. Eine widernatürliche satanische Sinnesart!

Wahre Liebe ist sich in allen Umständen **gleich**: sie ist nicht stolz, wenn sie hülft, sie wird nicht von Nebenabsichten getrieben, wenn sie wohl thut, sie ist nicht mitleidig gegen Arme und Unglückliche und neidisch gegen Glückliche, nicht großmüthig gegen Fremde, und grausam gegen Eigne, sie giebt nicht, um des Anblicks der Armuth los zu werden, tröstet nicht, wenn sie handeln soll, kann sich auch Nützliches und Angenehmes versagen und helfen durch die zweyte, dritte Hand, und dabey unbekannt bleiben, ja sogar verkannt werden.

Hier löst sich nun auch die Frage auf: Wie sich Unglückliche gegen ihre Wohlthäter zu verhalten haben? Es läßt sich mit Einem Worte sagen: Sie sollen sich von ihnen helfen lassen. Man sollte zwar meynen, daß der Unglückliche eben darum, weil er unglücklich ist, von selbst die Hand biethen werde sich helfen zu lassen. Allein das Gegentheil davon geschieht so oft, daß man wohl sagen kann, die wahre Art der Liebe, welche der Unglückliche seinem Wohlthäter erweisen kann, bestehe darinn, daß er sich von ihm helfen lasse. Ist er unglücklich aus eigner Schuld, so kann ihm nicht anders geholfen werden, als daß er seine Fehler ablege. Allein eben dieß ist es, was solche Leute am meisten scheuen. Sie suchen die Ursache ihres Elendes immer ausser sich, bey andern Menschen, und in andern Umständen, da sie doch in ihnen selbst in ihrem Kopfe und Herzen liegt. So lange sie **da** nicht suchen, sind dem Menschenfreunde die Hände gebunden; dieser kann nur unter der Bedingung vollkommen Hülfe leisten, daß sich der Fehlerhafte belehren, auf seine Fehler aufmerksam machen — kurz helfen lasse. So lange er nicht auf diesem Punkte steht, weiß er auch seinen Wohlthäter nicht recht zu schätzen, und ihm den gebührenden Dank zu erweisen. Ist das Unglück unverschuldet, so ist man zwar zu einer dauerhaften Hülfe eher geneigt, aber es gehört doch ein

recht gutes Gemüth dazu, wenn die Forderungen nicht übertrieben, und die Wohlthat mit reinem Danke anerkannt werden soll. Ist das Unglück andauernd, und erstreckt sich von Aeltern auf Kinder, so bewirkt es eine Art von Starrsinn, von Stumpfheit, die allen Anstalten zur Besserung im Wege steht, und dieselben, wenn sie nicht mit einer großen Klugheit betrieben werden, vereiteln. Mit edlem Muthe tragen, was man nicht ändern kann, thun, was noch kann gethan werden, weisem Rathe folgen, sollte er auch große Selbstüberwindung kosten — dieß ist die wahre Art und Weise Wohlthätern Freude zu machen, ihre Mühe zu vergelten, und zu beweisen, daß man denselben nicht blos des Nutzens wegen ergeben sey. Alles andere macht die größte Mühe unnütz, oder wohl gar das Uebel ärger.

* * *

Sehr wahr sagt Bias: Nichts ist schwerer zu tragen, als der Wechsel des Glücks; und der Kirchenlehrer Augustin: Wer sich vom Glücke nicht bethören läßt, wird auch vom Unglücke nicht besiegt.

König Basilius in Mazedonien hatte auf der Jagd das Unglück von einem Hirsch bey der Leibgurt mit einer solchen Gewalt ergriffen zu werden, daß er an den Geweihen hangen blieb. Einer von seinen Dienern

nern läuft herbey, zerhaut die Gurt, und rettet den König; dafür ließ ihn der König umbringen, — weil er gegen ihn das Schwert gezogen hatte.

Ein Geizhals fiel in das Wasser, sogleich eilt Jemand hin, und ruft dem Unglücklichen zu: Gieb deine Hand her! Sobald der Andere vom Geben hörte, zog er seine Hand zurück, und gieng so zu Grund. — Dieß mag eine Fabel seyn; allein geht nicht mancher Unglückliche eher zu Grunde, als daß er nur einen Schritt zu seiner Sinnesänderung machte!

Ein Engländer wird auf einem Spatziergange plätzlich von einem Menschen angefallen, der ihm eine Pistole auf die Brust setzt, und Geld fordert. Mit einer seltnen Geistesgegenwart betrachtet er seinen Feind genau, und sagt dann: Hat er ja nicht einmal einen Stein auf seiner Pistole. Nun warf sich der Andere zu seinen Füssen, bath ihn um Verzeihung, und betheuerte, daß ihn nur die bitterste Noth zu dieser That gezwungen habe. Der Menschenfreund begab sich mit ihm in seine Wohnung, und fand da Weib und Kinder halb nackt auf einem elenden Strohlager. Er ließ ihnen eine Gabe zurück, und versprach dem Manne Arbeit. Dieser zeigte Fleiß und Rechtschaffenheit: sein Wohlthäter vertraute ihm auch Geld an, und hatte in kurzer Zeit das Vergnügen, ihn wohlhabend, und von ganzem Herzen dankbar zu sehen.

Armuth und Krankheit verdienen hier noch eine besondere Rücksicht.

## 1
## Arme.

Ich verstehe hier nicht diejenigen Armen, welche von Hause zu Hause, von Dorfe zu Dorfe laufen, und aus dem Bettel eine Profeßion machen. Es ist offenbar, daß dadurch müßige, liederliche, gefährliche Menschen gezogen werden. Diesem Unfuge muß von Obrigkeitswegen gesteuert werden. Ich rede hier von Armen, welche es aus Unglück, Mangel an Verdienst, Krankheit, u. d. gl. sind, von Leuten, die sich schämen zu betteln, und lieber dringenden Mangel erdulden, als daß sie andern überlästig wären.

Ich will hier keine Beschreibung machen, wie drückend die Armuth ist, sondern ersuche dafür meine Leser, daß sie bisweilen die Hütten der Armen besuchen. Der Anblick einer armen, übrigens untadelhaften Familie ist einer der rührendsten. Armuth ist keine Schande. Der Arme ist als Mensch des Besuchens nicht weniger würdig als der Reiche. Ist man selbst an der Stelle, so sieht man weit besser, wo zu helfen ist, und genießt auch das Vergnügen des Wohlthuns weit inniger, als wenn man durch andere eine Gabe schickt. Durch einen solchen Besuch könnte man wohl am ehesten über die

wahre Lage der Menschheit unterrichtet, und von übertriebener Pracht und luxuriösen Lustpartien abgehalten werden.

Ich bemerke über die Armuth noch folgendes: Hart und drückend ist Armuth wegen geringer Nahrung, schlechter Kleidung, unbequemer, ungesunder Wohnung, und nich selten auch der Verachtung, welcher man dabey ausgesetzt ist. Aber weit drückender ist sie wegen dem Mangel an Gelegenheit zur Geistesbildung. Der Arme muß Tag und Nacht an der Arbeit hängen, kann seine Kinder gar nicht, oder nur auf eine kurze Zeit in die Schule schicken, bey ihrer Arbeit vergessen sie nachher bald wieder dasjenige, was sie gelernt haben. Dieß ist zum Theile auch die Ursache, warum Leute, welche in großer Dürftigkeit aufwuchsen, abergläubisch und lieblos sind, nicht selten den Sinn für Wahrheit und Tugend verloren zu haben scheinen, und daher durch eine schnelle Veränderung ihrer Glücksumstände höchst selten besser werden. Der wahrhaft erleuchtete Menschenfreund weiß wohl, um was bey Unterstützung der Armen vorzüglich zu thun ist, nämlich um sittliche Bildung: ohne diese ist alle körperliche Hülfe nur halbe Hülfe. Unterricht geben, oder wenigst Gelegenheit dazu verschaffen, Arbeit und Verdienste an die Hand geben, den Kunstfleiß befördern, Müssiggang, Ausschweifungen, zu großen Aufwand auf

Kleider,

Kleider, Spiele, und besonders das verderbliche Lotto abschaffen, jungen Leuten zu einer anständigen Verehlichung helfen — daß sind die besten Gaben, das schönste Geschenk, **das wahre Almosen**, das bisweilen nicht so fast Geld, als Einsicht und guten Willen erfordert. Solche Almosen ertheilt der wahre Menschenfreund, stiftet damit ungemein viel Gutes, und setzt sich in dem Herzen guter Menschen ein ewiges Denkmahl des Dankes und der Achtung.

* * *

Salomo, der große Kenner des menschlichen Herzens, bath Gott, daß er ihn mit Reichthum und mit Armuth verschone.

Ein Lazedemonier sagte zu einem Bettler: Von mir kriegst du nichts: der erste, der dir gab, machte dich zum Bettler.

Fabius Verruskus hieß die Wohlthat, welche man einem Armen ertheilt, um ihn dadurch verbindlich, und zu eigennützigen Absichten brauchbar zu machen, ein — **Steinbrod.**

Der Kaiser Nerva ließ in allen größern Städten Italiens Erziehungshäuser für arme Kinder errichten.

2

## Kranke.

Krankheiten sind eine gewöhnliche und sehr große Plage der Menschen. Ein geschickter Arzt und gute Freunde können diese Plage ungemein erleichtern: der Arzt durch taugliche Medizinen, gute Freunde durch Beystand, Unterhaltung und weise Anstalten. Was der Arzt dem Leibe ist, dieß müssen gute Freunde dem Geiste des Kranken seyn: sie müssen sich um alles annehmen, was ihn immer betrifft, und so viel möglich, seine Stelle in und außer seinem Hause vertreten. Solche Dienste sind eine unbeschreibliche Erquickung für den Kranken, besonders wenn er arm und verlassen ist, und befördern seine Genesung ungemein.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Krankheit bisweilen von der Art ist, daß der Menschenfreund diese Dienste aus höhern Pflichten unterlassen muß. Selbsterhaltung und die Gefahr das Gift zu verbreiten, setzen der Liebe nicht selten Schranken. Ist die Gefahr ansteckend, so soll Niemand, als wer Pflicht und Beruf hat, zu dem Kranken gehen. In diesen Fällen ist wohl der Liebe der unmittelbare Zutritt zu dem Kranken verschlossen, allein es bleibt ihr doch noch ein anderer offen, nämlich den Kranken durch Andere zu unterstützen, und durch kluge Anstalten zur Abwendung

der Ansteckung so viel möglich, beyzutragen. Alle Aerzte stimmen überein, daß Mangel an tauglichen Medizinen, enge Wohnungen, unordentliche Lebensart, u. d. gl. die Ansteckung und Bösartigkeit der Krankheiten befördern. Kann also der Menschenfreund schon nicht selbst zu dem Kranken gehen, so kann er es doch vielleicht veranstalten, daß der Kranke mit Arzney versehen, in einer gesunden Wohnung untergebracht, zur Lebensordnung angehalten wird. Wenn er dieses thut, so erweist er der ganzen Gemeine einen wesentlichen Dienst; den Kranken, daß sie genesen, den Gesunden, daß sie nicht krank werden.

Nicht selten ist der Abscheu vor Kranken eine Folge einer fehlerhaften Erziehung. Wer gar alle Krankheiten scheut, sollte bedenken, daß auch er krank werden, und Hülfe vonnöthen haben werde. Solche Personen würden sehr wohl thun, wenn sie sich überwänden, Kranke zu besuchen, bey denen sie ganz und gar keine Ansteckung zu fürchten hätten. Dadurch könnte ihre Phantasie eine bessere Richtung bekommen, und der Wahn aufhören, als wenn ihre Gesundheit unzerstörbar wäre. Man hat bey dem Kranken nicht selten viel Geduld vonnöthen, denn die Krankheit hat bisweilen auf die Nerven einen so nachtheiligen Einfluß, daß der Kranke dadurch in die seltsamsten Launen geräth. Allein der Menschenfreund macht es sich zum unverbrüch-

lichen

lichen Gesetze Kranken, zumal Armen, nichts zu verübeln. Man muß ihnen bisweilen die Wohlthaten aufdringen: sie sind es aber auch meistens selbst, welche sich für die erwiesenen Dienste von Herzen dankbar einstellen, wenn sie wieder genesen.

Der Menschenfreund wird durch seine Mühe an dem Krankenlager auf das schönste belohnt. Er hat da Gelegenheit den Menschen als Menschen kennen zu lernen. Die Krankheit beraubt den Menschen seiner Größe, Stärke, Unabhängigkeit. Wie erscheinen da so Manche in ihrer Armseligkeit so ganz anders als zuvor in ihrer Herrlichkeit! Wie ändert nicht selten eine Krankheit die ganze Gesinnung! der Weise beobachtet alles dieses, und benutzt dergleichen Gelegenheiten ein Wort zu seiner Zeit zu reden, besonders wenn die Krankheit eine Folge einer fehlerhaften Lebensart ist. Alte Leute, die so recht eines natürlichen Todes, nämlich aus Entkräftung, also ohne alle Gefahr der Ansteckung sterben, machen ihre Besuche durch ihre Religiosität, ihren Muth, ihre Schicksale ungemein lehrreich und angenehm. Und vollends einen recht tugendhaften, gottseligen, von Herzen guten Menschen in seinen letzten Tagen betrachten, ist ein wahrer Gewinn für unser ganzes Leben. D o c h d i e ß m u ß m a n s e h e n. Alle Beschreibung davon verliert.

Unter

* * *

Unter den Israeliten hat sich besonders Tobias durch seine Sorgfalt für arme Kranke und Verstorbene ausgezeichnet. Er sagt: Wer Armen giebt, und Gerechtigkeit übt, wird seines Lebens froh seyn.

Zu Sparta begegnete man alten Personen mit ausgezeichneter Achtung. Als dieß ein Fremder bemerkte, sagte er: In Sparta allein ist es gut alt werden.

König Friderich II. behielt auch in seiner letzten Krankheit seinen guten Humor meistens bey; als er viele Nächte schlaflos zubringen mußte, sagte er: Nun könnte ich dem Staate nur noch als Nachtwächter dienen.

Ein Mädchen widmet sich ganz ihrer Mutter, arbeitet Tag und Nacht, um sie zu verpflegen, und schränket sich auf das Aeußerste ein. Ihre nächsten Anverwandten belohnten sie dafür — mit dem gröbsten Undank.

## 5.

## Einfluß des verschiedenen Verhaltens unsrer Mitmenschen auf Nächstenliebe.

Wir haben nun gesehen, wie sich die Liebe nach den verschiedenen Schicksalen richtet. Nun haben wir noch die Frage zu beantworten: Wie sich die wahre Liebe bey dem verschiedenen Betragen der Menschen verhält.

hält. Wir haben die Aeußerungen wahrer Liebe gegen Bekannte und Unbekannte betrachtet, sind die verschiedenen Stände durchgegangen, und haben nun auch die verschiedenen Schicksale bedacht, in denen sich unsere Mitmenschen befinden können. Unsre Aufmerksamkeit war also hier vorzüglich auf das Aeussere gerichtet: nun kehren wir sie auf das Innere.

Wie mannigfaltig sind nicht die Gesinnungen der Menschen gegen einander, wie verschieden, wie veränderlich und doch zugleich wie wichtig sind nicht die Aeusserungen derselben, wie widersprechend ihr Betragen gegen den nämlichen Menschen in der nämlichen Sache! Wie sollen wir uns gegen Friedliche und Unfriedliche, Freunde und Feinde, Gute und Böse betragen, wenn uns wahre Liebe beywohnt? —

a)

## Gegenliebe.

Ich bemerke, daß die Liebe Gegenliebe bewirkt, und zwar der Regel nach eine Gegenliebe, welche ganz der Liebe gleich ist, die man andern erweist. Dieß liegt so sehr in der Natur der Liebe, daß wir es an allem, was nur einigermassen derselben fähig ist, bemerken. Die Blume neigt sich gegen die Sonne, erhält dagegen die Stralen derselben, und saugt sie gleichsam ein: die Blumenkelche schliessen sich auf, und

em-

empfangen dagegen den Blumenstaub, der sie befruchtet. Ist es bey dem Menschen viel anders? — Wenn man das Spiel, den Trunk, gewisse Speisen liebt, wie man zu sagen pflegt, was sucht man dadurch anders, als erquickt und gestärkt zu werden? Und gerade in dem Uebermaße, als sich Jemand dem Spiel, Trunk u. dgl. ergiebt, gerade so nimmt er dasselbe in sich auf, und wird endlich ganz vom Spiel- oder Weingeiste regiert und wie beseelt.

Die Liebe um des Genußes willen sucht eigentlich Gegenliebe. Sie will geniessen, sie geht es darauf an, etwas zu erlangen, sie giebt sich hin, um auch etwas zu bekommen. So lange die Liebe in bloßer Neigung besteht, liebt man ohne Absicht, oft ohne es zu wissen, daß, und was man eigentlich liebt. Hier erfolgt die Gegenliebe nach Naturgesetzen, von selbst und ungesucht. Auch die wahre, vernünftige Liebe trägt eigentlich nicht auf Gegenliebe an: sie giebt sich nicht hin, um wieder geliebt zu werden: ihr Grund ist unveränderlich, und kündiget sich dem Liebenden nicht durch den Reiz der Sinne, nicht durch eine Absicht auf irgend einen Vortheil an, sondern durch ihren innern, bleibenden Werth. Neigung bewirkt Zuneigung, Eigenliebe kann höchstens Gegendienste, reine eigentliche Liebe allein kann Freude und Achtung zur Folge haben.

Das

Das Betragen des Nächsten gegen uns hängt also großen Theils von uns selbst ab. Wenn wir ihm nicht mit wahrer Liebe begegnen, so dürfen wir uns nicht beschweren, wenn uns das Nämliche widerfährt. Das Sprichwort sagt: „Wie der Hall in den Wald hinein geht, so geht er wieder heraus". Wenn wir gegen unsern Mitmenschen kalt und gleichgültig sind, was Wunder, wenn er es auch gegen uns ist. Wenn man sich von seiner Laune, seiner Einbildung und dem Scheine regieren läßt, was ist natürlicher, als daß man nur mit leeren Worten geehret wird. Wenn man es seinem Nebenmenschen nur zu sehr merken läßt, daß man ihm nur in so ferne freundlich begegne, als man ihn wie immer brauchen kann, wem hat man die Schuld beyzumessen, wenn es andere auch so machen, und kein anders Zutrauen gegen uns äußern, als in so ferne es ihnen ihr Vortheil anräth, oder wenn sie uns Gefälligkeiten erweisen, um uns zu ihren eigennützigen oder gar ungerechten Absichten zu mißbrauchen.

Nur bey einer reinen, wahren, vernünftigen Liebe können wir auf eine ähnliche Gegenliebe Anspruch machen. Wer freut sich z. B. nicht einen Reisenden anzutreffen, wie wir ihn oben beschrieben haben, und schätzt sich nicht glücklich mit ihm einige Zeit auf der Reise zuzubringen? Fühlen wir uns durch einen solchen Umgang nicht angenehmer unterhalten, als durch rau-

schende Lustbarkeiten und prächtige Feste. Was ergötzt uns bey Gesellschaften und Gastmahlen weit mehr als Speise, Trank und Spiel? — Offenbar Personen frohen Muthes, welche sich in witzigen Einfällen und in naiven Gesprächen auf eine ungezwungene Art äussern, oder ihre Erfahrungen, Einsichten gerne mittheilen. Unter solchen Menschen genießt man das Leben auf eine würdige Weise, diese ersetzen die kostbaren Stunden, welche man bisweilen wider seinen Willen in faden, geist- und geschmacklosen Gesellschaften zubringen muß. Jeder verständige, gute Mensch fühlt die reinste Achtung für eine Person, die sich in Gesellschaften wie außer denselben verständig und gewissenhaft zeigt: solche Beyspiele machen einen tiefern und bleibendern Eindruck, als Ermahnungen und Zwangsmittel. Für Unglückliche sind solche Menschen die wohlthätigste Stütze, und trifft sie selbst irgend ein Leiden, so drückt sich an ihnen die Würde der Tugend auf eine Art aus, die auch ungebildeten Menschen Ehrfurcht gebiethet.

Jeder wohlgeordnete, unbefangene Mensch fühlt gegen vernünftige, rechtschaffene Personen Freude, Achtung, den Wunsch des möglichsten Wohlergehens und herzliches Mitleid bey ihren Leiden. Also eine Liebe der nämlichen Art, der sich eben gute Menschen in allen Umständen befleissen. Suchen sie wohl diese

Ge-

Gegenliebe, tragen sie darauf an, liegt es in ihrem Plane, ähnliche Gesinnungen bey ihren Mitmenschen zu wecken? — Nein! Sie dachten nicht daran, konnten oft nicht daran denken, was ihr Betragen für einen Eindruck machte, wurden, ohne es zu wissen, beobachtet u. s. w. Wir könnten auch nicht mehr die innige Freude und reine Achtung für sie haben, wenn wir bemerkten, daß sie nach Beyfall angeln, und uns durch ihr Betragen einnehmen wollen. So sehr dieses auch versteckt würde, einem feinen Gefühle, einem geübten Auge würde die wahre Absicht in die Länge doch nicht entgehen. Eben die Unbefangenheit wahrhaft guter Menschen, eben der gänzliche Mangel aller Nebenabsichten, eben die edle Erhabenheit über Lob und Tadel macht, daß ihnen Achtung und Liebe, wie dem Leibe der Schatten folgt.

Durch Gegenliebe wird unsre Liebe auf das Schönste erwiedert, und unsre Mühe auf das Beßte belohnt. Geld und Gut kann damit nicht verglichen werden. In reiner Gegenliebe allein sieht sich der gute Mensch wahrhaft geehrt, diese allein entspricht reinen Grundsätzen, und den beßten Grundsätzen unsers Herzens. Jede andere Größe und Berühmtheit stört reine Achtung und ungeheuchelte Freude.

b)

## Freundschaft überhaupt.

Wie nennen wir nun diese wechselseitige Achtung guter Menschen, ihre Freude an einander, ihr Bestreben, einander in Allem zuvor zu kommen, was ihnen immer angenehm seyn kann, ihre herzliche Mittheilung alles dessen, woran immer dem andern gelegen seyn könnte, diese ihre aufrichtige Theilnahme an Schmerz und Vergnügen, ihre Sehnsucht nach einander, die scharfsinnige Erforschung der ganzen Lage des andern — was ist dieses mit Einem Worte? — Es ist **Freundschaft**, Liebe und Gegenliebe im reinsten Sinne des Wortes, das Edelste, was es auf Erden giebt, ein Geschenk des Himmels, eine überirdische Wonne.

Das Bedürfniß der Freundschaft fühlt ein jeder Mensch von Jugend auf: sich andern mittheilen, gesellig seyn, Beystand leisten, und ihn von andern erwarten, ist uns allen angebohren. Ungern und gezwungen nur halten wir uns zurück; Falschheit und Verachtung kränkt uns alle innigst. Wahre Freundschaft entsteht aber nur unter Personen, welche nach ihrer erhabenen Bestimmung streben, nämlich stets besser und weiser werden. Nur wahre, reine Liebe kann eine Gegenliebe bewirken, welche den schönen Namen Freundschaft verdient. Wo Tugend und Weisheit fehlt, da wird auch immer die wahre Freude und das eigentliche

Ver-

Vergnügen gehemmt. Wahre Freunde machen es zu ihrem Geschäft, Tugend und Weisheit unter sich zu befördern, und mit vereinigten Kräften alles zu entfernen, was diesem höchsten Gute im Wege stehen kann.

Wahre Freundschaft bewirkt ihrer Natur gemäß Gleichheit, das ist, sie vergißt die Verhältnisse und äussern Vorzüge des Freundes, und achtet an ihm nur den Menschen. Nicht selten sind die Personen, welche mit einander Freundschaft machen, auch schon von gleichem Range. — Sind sie dieß nicht, so macht es sich der Höhere zum angenehmsten Geschäft, nach dieser Gleichheit zwischen ihm und seinem nicht so hoch stehenden Freunde in allem Umgange mit ihm zu handeln. Lehrer z. B. sind offenbar mehr als ihre Schüler, haben sie aber die Freude, an ihren Schülern wahrzunehmen, daß sie sich so recht nach ihrem Sinne bilden lassen, und mit ihnen Eines Herzens werden, so vergessen sie gerne der Entfernung, in der sie gegen ihre Schüler standen, und freuen sich an denselben Freunde zu ehren, mit denen sie sich vollkommen verstehen können. Der nämliche Fall soll zwischen Aeltern und Kindern eintreten. Wenn diese zum reifern Alter gelangen, ihre Leibes- und Geisteskräfte kennen, und zum Guten gebrauchen, so sehen vernünftige, gute Aeltern nicht mehr das unter ihrer Zucht stehende Kind, sondern an ihm den werthesten Freund, die theuerste Freundinn,

 wel-

welche ihnen von Gott geschenkt, und durch die zärtlichsten Bande an sie angeschlossen sind. Diese schöne und erquickende Freundschaft ergiebt sich von selbst, wenn sie nicht eine feindliche Hand störet. Mächtige und Grosse der Erde fühlen das Bedürfniß der Freundschaft eben so gut, als Jemand anderer, oft noch mehr, weil sich in ihrem Kreise alle bestreben, eine freundliche Mine anzunehmen, obwohl ihnen sonst wahre Freundschaft ganz fremde ist. Bey erprobten vertrauten Freunden vergessen Hohe gar gerne ihres Vorranges, und freuen sich, frey von allem Zwang unter Menschen wandeln, und sich von ihren mancherley Unannehmlichkeiten erholen zu können. Einem Freunde nur dürfen sie ihre drückende Besorgnisse, ihre Wünsche eröffnen, erhalten hingegen von diesem aufrichtige Theilnehmung und wichtige Aufschlüsse. Gewiß eine schöne Belohnung für die Herablassung gegen Niedere.

Wer sich nicht selbst verläugnen kann, ist keiner wahren Freundschaft fähig. Was der Eigennützige Freunde nennt, sind Miethlinge, Lohnknechte, Maschinen, welche um ihres eigenen Vortheils wegen für andere in Bewegung gesetzt werden. Der wahre, dieses Namens werthe Freund macht es sich zum angenehmsten Geschäft, seinem Freunde von dem Seinen mitzutheilen. Er läßt es nicht einmal darauf ankommen, bis derselbe in Verlegenheit kömmt, er giebt ihm

zu-

zuvor schon, was ihm nützlich oder nothwendig ist. Was ist auch alle Macht und aller Reichthum ohne Freundschaft? Ohne Freunde ist auch der Reichste arm, und der Mächtigste schwach. Ueber kurz oder lang muß er das Seine einem Andern überlassen, und da kann es wohl geschehen, daß er gesammelt und gearbeitet hat, um nach seinem Tode durch einen Andern, vielleicht seinen ehemaligen Feind Unheil und Laster zu verbreiten.

c)

## Freundschaft unter Eheleuten ins besondere.

Hier können wir auch den Ehestand aus dem schönsten Gesichtspunkte betrachten. Er ist die Anstalt des Schöpfers zur Fortpflanzung unsers Geschlechts, und eben darum eine Quelle der wichtigsten Verhältnisse; davon ist oben gehandelt worden. Er ist aber auch eine Anstalt, unter den Menschen Freundschaft zu stiften und zu erhalten. Hier kömmt alles zusammen, was immer zwey Personen auf das Engste mit einander verbinden kann; Liebe, Treue, Vergnügen, Ehre, zweckmäßige Beschäftigung, Aussicht in die Zukunft; selbst Unglück und Leiden können beytragen, das Band der Ehe stets fester zu knüpfen, und es in aller Hinsicht unauflöslich zu machen — Wenn nämlich die Eheleute selbst wollen! — Wenn eines wie das andere gottesfürchtig, rechtschaffen und aufrichtig ist; wenn

eines

eines wie das andere sich wahrhaft angelegen seyn läßt, das Wohl des Gatten und der Kinder mit Einsicht und Fleiß zu besorgen; wenn es dem Einen wie dem Andern darum ernstlich zu thun ist, Mißverständnisse zu heben, Uneinigkeiten vorzubeugen, Eintracht zu erhalten, und den Nutzen des Hauswesens zu befördern. Denken und thun aber Eheleute von allem dem das Gegentheil, so kann Liebe und Eintracht unmöglich bestehen, wovon Nachtheile aller Art die nothwendige Folge sind.

Mit dem Leben des Menschen sind mancherley Gebrechen und Widerwärtigkeiten verbunden. Das Betragen der Eheleute in solchen Umständen ist so recht die Hauptprobe ihrer Liebe. Hat diese ihren Grund in dem Herzen, so wird sie auch dann noch fort dauern, wenn Unglück und Drangsale herein brechen, oder Krankheit und Alter die körperlichen Reize schwächen. Beruht aber die Liebe nur auf dem Aeussern, so wird sie in solchen Fällen bald in Kaltsinn, oder gar in Abneigung verändert werden. Wie wohl kömmt es nicht einem von seinen oft undankbaren und verdrüßlichen Geschäften ermüdeten Staatsbeamten, einem des Waffengeklirres müden Krieger, einem bey seinem reinen Eifer für Wahrheit und Tugend verkannten und verfolgten Manne, wenn er bey einer verständigen, zärtlichen Gattinn und im Kreise seiner Kinder Theilnehmung, Ruhe und Trost findet! Wie fühlt er sich nicht in eine

an-

andere Welt versetzt! Wenn ihm aber dieß nicht zu Theil wird, wenn er spröde aufgenommen, kaltsinnig en sein Fach angewiesen wird, wenn er noch bemerken muß, daß in der Kinderzucht, in dem Oekonomischen u. d. gl. viel ganz anders seyn sollte, als es wirklich ist — dann hat er alle Ursache, sich mit einem Troste höherer Art zu stärken, wenn er nicht ein träger, ausschweifiger Mensch werden, oder dem Verdruß unterliegen will.

Daraus folgt dann die einfachste und zugleich die wichtigste Vorschrift, nach der sich junge Leute bey dem Antritt des Ehestandes richten müssen, wenn sie in demselben glücklich leben wollen, sie heißt: Ehliche keine Person, von der du dir nicht wahre Freundschaft versprechen kannst. Wer diese Vorschrift nicht befolgt, und ohne reife Ueberlegung, ohne hinlängliche Bekanntschaft, ohne weisem Rath heurathet, der spielt und frevelt in einer äußerst wichtigen Sache, und was Wunder, wenn er es übel trifft.

Rohe, leidenschaftliche, verdorbene Leute kennen die reine Liebe gar nicht: sie glauben schon das Höchste gethan zu haben, wenn sie inner den Schranken des Gesetzes bleiben, finden nur an dem Aeussern, dem Körperlichen Geschmack, und nachdem sie einander geehelichet haben, wird ihr Betragen gegen einander eben so roh, so ungezogen, als ihre erste Bekanntschaft ausge-

gelassen war: ihre Liebe nimmt mit den Jahren ab, und sie stellen eher zusammengebundene, gekettete Menschen, als freywillig vereinigte Personen vor.

d)

## Vorsichtsregeln.

So wahr es ist, daß es um die Freundschaft ein vorzügliches Gut ist, so ist es doch auch nicht zu läugnen, daß man bey derselben stets mit Ueberlegung zu Werk gehen müße. Wenn Freunde ihre Forderungen, Erwartungen übertreiben, wenn sie in Gesellschaften die nothwendige Vorsicht, Ehrbezeugung u. d. gl. außer Acht lassen, wenn sie nicht sehr edel und großmüthig sind bey den mancherley Schwachheiten, die man erst an einander entdeckt, wenn man längere Zeit mit einander Umgang pflegt, wenn sie einander zu sehr in das Interesse ihrer übrigen Verhältnisse und Angelegenheiten ziehen: so können auch Freunde einander überlästig werden, und am Ende sich gar trennen. Trennung aber ist immer unangenehm, und kann bisweilen auch mit der Besorgniß quälen, daß Geheimnisse Personen entdeckt werden, die davon Mißbrauch machen. Daher muß man sich Folgendes zum unverbrüchlichen Gesetz machen:

Nicht leicht, und mit äußerst Wenigen Freundschaft machen;

Nur

Nur äußerst selten mit sehr Hohen oder sehr Niedern;
Allzeit aber mit dem Vorsatze: ewig Freund zu bleiben;
Als Gatte mit keiner Person des andern Geschlechts, außer wenn die nämliche auch die Freundschaft des Gatten genießt.
Keinem Freunde wie immer überlästig seyn.
Keinem unnöthige Geheimnisse aufdecken;
Freundschaft nie in Empfindeley ausarten lassen.
Bekanntschaften, durch die wir nicht beßer werden, aufgeben;
Bey offenbarer Ausartung oder ungerechten Forderungen unserer Freunde ohne weiters zurück treten;
In dem Falle einer Trennung niemals Geheimnisse aussagen, zu dem, was die Trennung verursachte, schweigen, und vielmehr unsere ehmalige Freunde, wo möglich, zu vertheidigen.

* * *

Abraham und Sara, Isaak und Rebeka, Jakob und Rachel sind unter andern vorzügliche Muster ehelicher Liebe und Glückseligkeit.

Jonathas und David sind aus der biblischen Geschichte als Herzensfreunde bekannt.

Ein alter Freund, sagt der weise Mann K. 9., ist wie ein alter Wein.

„Freund-

„Freundschaft findet oder macht ihres Gleichen, sagt ein altes Sprichwort.

Olimpias pflegte zu sagen: man müsse nicht blos nach dem Gesichte, sondern auch nach dem Gehör heurathen.

Auch Alexander der Eroberer fühlte den Werth der Freundschaft. Als man ihn einst nach seinen Schätzen fragte, wies er auf seine Freunde hin, und sagte: „Hier sind sie".

Likurg verboth den Mädchen ein Heurathgut zu geben, damit keine Arme wegen ihrer Armuth ausgeschlagen, und keine Reiche wegen ihrem Vermögen geehliget würde.

Dionis gab einem jungen Menschen, den er bereits zum Tode verurtheilt hatte, die Erlaubniß heim zu gehen, und seine Geschäfte zu besorgen, aber nur unter der Bedingniß, wenn er einen andern statt seiner stelle. Dieser stellte seinen Mann, besorgte seine Geschäfte, und kehrte zu seiner Hinrichtung zurück. Dieß machte auf den grausamen Dionis einen so tiefen Einburck, daß er beyden das Leben schenkte, und sich in ihre Freundschaft empfahl. Damon und Pithias sind die Namen dieser Edlen.

## c) Feindesliebe.

Nicht immer wird Liebe mit Gegenliebe erwiedert, Freundschaft ist der allgemeinen Erfahrung gemäß etwas

sehr

sehr Seltenes. Es giebt unartige, feindselige, bös-gesinnte Menschen, mit denen auch alsdann nicht in Friede und Eintracht zu leben ist, wenn man ihnen mit aller Achtung und Liebe begegnet. Es muß also nun noch gezeigt werden: Wie wir uns, ohne die Liebe zu verletzen, verhalten müssen, wenn wir von andern beleidiget werden. Es ist offenbar, daß dieses auf verschiedene Weise geschehen kann: Beleidigungen können größer oder kleiner seyn, können von Obern, von Untergebenen, oder unsers Gleichen herrühren. Auf alles dieses muß hier besondere Rücksicht genommen werden. Wir werden schicklich die nämliche Ordnung beobachten können, welche wir bisher beobachtet haben. Derselben zu folge bedenken wir also, wie wir uns bey Beleidigungen verhalten sollen, welche uns von Leuten angethan werden, die uns übrigens nichts angehen, und dann auch bey solchen, die uns Personen zufügen, mit denen wir ohne oder mit freyer Wahl in bestimmten Verhältnissen stehen. Da wir alle diese Punkte schon ausgeführt haben, so können wir uns hier darüber kürzer fassen.

Ich bemerke vor Allem, daß derjenige, welcher uns beleidiget, wie dieß auch immer geschehen möge, Mensch ist, daß also alle diejenigen Beweggründe, welche wir oben über die allgemeine Menschenliebe anführten, gegen denselben Statt haben. Wir haben alle Ei-

re Natur, Eine Bestimmung, Einen Gott und Herrn u. s. w. Einen Menschen hassen, ihn als solchen verfluchen, ihm alle Achtung versagen, ihn des Wunsches seines Wohlergehens, der Theilnehmung an seinem Leiden unwürdig erklären — kann unmöglich recht seyn. Der Rechtschaffene verfällt nicht in Menschenhaß, auf diesen Abweg können nur diejenigen kommen, welche in dem Menschen nie den Menschen schätzen lernten. Wer die Grundsätze der Wahrheit nicht blos seinem Gedächtnisse einprägt, sondern in Geist und Leben verwandelt hat, wird sich gegen seine Widersacher auf eine Art benehmen, wodurch er sich den Beyfall seines Gewissens, und den guter Menschen erwirbt.

Lasset uns sehen, wie wir einen solchen Geist, ein solches Leben in dem täglichen Umgange äußern können, je nach dem die Beleidigungen groß oder gering sind, von diesem oder jenem herrühren.

### a) Grobheiten.

Wie sollten wir uns also verhalten, wenn wir von Personen, die uns sonst nichts angehen, beleidiget werden, z. B. als Reisende, bey Ergötzlichkeiten, Zusammenkünften, Besuchen, u. d. gl. Beleidigungen dieser Art bestehen eigentlich in Grobheiten, welche dann mehr oder weniger auffallend sind. Mit einem Grobian muß man sich in gar keinen Wortwechsel einlassen,

sen, denn wer einmal den Wohlstand so sehr außer Acht läßt, daß er sogar Personen, die ihn weiter nicht angehen, und von denen er weiter nicht beleidiget wurde, beleidigen kann, wird sich schwerlich durch eine freundliche Erinnerung zu recht weisen lassen. Sind Grobheiten eher ein Mangel an Lebensart, als ein Ausbruch der Lasterhaftigkeit, so ist ein treffend Wort mit Ernst gesprochen, oder mit Witz vorgetragen, das Zweckmäßigste, dessen sich die Liebe bedienen kann.

Wenn wir dem Betragen der Menschen nachdenken, so finden wir, daß gerade öffentliche Lustbarbeiten, Besuche, Zusammenkünfte, u. d. gl., welche eigentlich dem Vergnügen gewidmet seyn sollten, sehr oft mißbraucht werden, Langeweile zu verursachen, Uneinigkeiten zu stiften, Mißverständnisse zu unterhalten, Thorheiten zu begünstigen, Vorurtheile zu verbreiten, u. d. gl. Wer sich viel bey Lustbarkeiten, Ergötzungen aller Art befindet, und dabey einen unpartheyischen Blick in sein Inneres beybehält, wird sich nicht selten zu der Klage eines weisen Mannes berechtiget fühlen: „Je öfter ich unter Menschen war, desto öfter gieng ich weniger Mensch hinweg". Viele Menschen kommen in die Gesellschaft mit einem Kopf voll Vorurtheile, und einem Herzen voll Unordnung, ohne alle Achtung für Wahrheit Tugend und Menschenwohl! Ihre Vorbereitung auf Besuche jeder Art besteht nur darinn,

inn, daß sie sich durch Putz und Kleidung ein glänzendes Aeußeres geben. Dabey sind sie unverschämt genug, in Gesellschaften den Ton anzugeben, über Personen und Gegenstände zu urtheilen, wovon sie auch nicht den geringsten Begriff haben. Es giebt Leute, die über Mückenstiche in Ohnmacht sinken, und über Menschendruck und Menschenmord spassen können. Manche thun in der Stellung ihrer Person und ihrer Worte außerordentlich vornehm, während dem sie Sklaven einer elenden Etiquette sind, und darüber so ängstlich strenge halten, daß sie selbst viel Vergnügen nicht genießen, und andere noch daran hindern. Und wenn man nun vollends die äußerst faden Gespräche anhört, mit denen der Pöbel jeder Art in Gesellschaften die Zeit vertreibt, so vergeht einem wohl die Neigung zu solchen Gesellschaften für immer. Nur Menschenkenntniß, wozu der Aufmerksame dabey Gelegenheit findet, ist einiger Ersatz für die kostbare Zeit, die man bey geistlosen Menschen zubringen muß. Meistens kann er keine andere Parthey ergreifen, als die der Stillen.

Zwey Fälle sind es doch, in denen der Menschenfreund ein Wort darein sprechen muß: wenn die Ehre des Nächsten angegriffen, oder Wahrheit und Tugend gekränket wird. Wenn einige Personen niederträchtig genug sind, Gesellschaften, Zusammenkünfte, Lustbarkeiten zur Verläumdung und Lüge

zu mißbrauchen, Wahrheit in Zweifel zu ziehen, der Tugend Hohn zu sprechen, so fühlt sich der wahre Menschenfreund berufen, dergleichen Gespräche zu unterbrechen, und durch sein Betragen Achtung für Wahrheit, Tugend und guten Namen zu gebiethen. Dazu braucht es keine lange Reden, einige Worte mit der erforderlichen Würde vorgetragen sind meistens hinlänglich, den Verläumder zu beschämen, und den Spötter zurecht zu weisen. Bey einem längern Aufenthalt in Kommunitäten u. d. gl. sind solche Leute eine große Plage. Geduld und Stille sind in einer solchen Lage das Rathsamste, denn Ruhestörer und Ausgelassene werden selten durch freundliche Erinnerungen gewonnen. Hier können nur weise Gesetze und vernünftige Obern diejenige Ordnung bewirken, welche sich unter wohlgesitteten Menschen von selbst ergiebt. Zu diesen nimmt auch der Weise bey Gewaltthätigkeiten seine Zuflucht. Raufen und Schlagen hält er unter seiner Würde. Er rächt sich nicht, weiß sich aber auch zu vertheidigen; bey offenbaren Angriffen auf sein Vermögen oder sein Leben benimmt er sich mit derjenigen Klugheit und Entschlossenheit, welche die Umstände heischen. Sicherstellung seiner Person und seines Eigenthums ist das Ziel seines Benehmens. Er wird nie grausam, und handelt nicht aus Rache: er ist aber auch nicht so schwach, daß er sich durch ein übel angewendetes Mitleiden zur unzeitigen Nachgiebigkeit bewegen ließe.

Karten-Würfelspiele u. d. gl. verdienen hier einer besondern Erwähnung. Wem eigne Ruhe und Friede mit andern lieb ist, der **spiele nicht oft — nicht lange — nicht theuer — mit keinem Betrüger.**

* * *

Jemand machte dem Diogenes den Vorwurf, daß er in das Wirthshaus gehe; darauf antwortete er: „Ich gehe auch in die Barbierstube".

Man warf dem Anacharsis in Athen vor, daß er ein Ausländer sey — also dumm und ungeschickt. „In meiner Heimath, versetzte er, sind die Athenienser auch Ausländer".

Ein überlästiger Schwätzer fragte den Anaxagoras: Welche Menschen glücklich seyen? Er antwortete ihm: „Keiner von denen, die du dafür hältst".

Ein Barbierer fragte den König Archelaus, wie er ihn rasieren solle? Der König sagte: „Rede mir kein Wort dabey"!

## b) Unrecht.

Ich komme nun auf die unwillkührlichen Verhältnisse, diejenigen nämlich, in denen unsre Abhängigkeit oder Unabhängigkeit nicht von unsrer freyen Wahl abhängt. Hier giebt es der Leiden sehr viele. Denn da

es

es meistens äußerst schwer ist, diese Verhältnisse aufzuheben, und die Vorgesetzten in vielen Dingen nicht zur Verantwortung gezogen werden können, so müssen ihre Fehler, ihre Unarten, ihre Schwachheiten dem Untergebenen ungemein beschwerlich fallen. In dieser Lage hat man von übeln Launen, dem Eigennutz, Stolz, von Unwissenheit und Ungezogenheit der Obern bisweilen außerordentlich zu leiden. Solche Obern fügen ihren Untergebenen offenbares Unrecht zu. Es giebt Vorgesetzte, die in ihren Untergebenen nichts als den Diener sehen, und mit ihm umgehen, als wenn er nicht auch Mensch wäre. Ihre einzige Frage ist: Was tragt er mir ein? Auf alles Uebrige nehmen sie keine Rücksicht. Alles wird gebietherisch gefordert, in allen Worten und Geberden fühlt man den Herrscher, den Despoten. Thut man viel, so sollte man mehr thun, mißlingt etwas, so heißt es Bosheit, wird man krank, so wird man aus dem Hause geschafft. Einige Vorgesetzte entsagen in der Gegenwart ihrer Untergebenen allem Wohlstande, benehmen sich in allem stolz, unartig, ausgelassen. Nicht nur Arme und Dienstbothen, sondern auch Leute von Erziehung und Einsicht befinden sich nicht selten in dieser Lage. Denn es kann geschehen, daß ein leidenschaftlicher Oberer in dem Umgange mit seinen Untergebenen weder auf den Charakter noch auf die Treue und Geschicklichkeit derselben Rücksicht nimmt.

Da geschieht es dann, daß die besten Rathschlüsse nicht angehört, nicht befolgt, die wichtigsten Dienste vergessen, und unverschämte, unwissende Menschen statt treuer und einsichtsvoller Personen befördert werden.

Kann man sich von solchen Obern entfernen, so ist dieß freylich das klügste, was man thun kann: allein dieß ist bisweilen unmöglich. Wie verhalten sich also dann gute und weise Menschen in dieser Lage? — Sie leiden, was sie nicht mit Recht und Billigkeit ändern können. Sie können ertragen, warten, hoffen, weil sie ihre Obern lieben, und bey dieser Liebe niemal die Hand desjenigen übersehen, der über alle Menschen regiert. Sie wüßten wohl die krummen Wege, sich über andere zu erschwingen, und in die Gunst ihrer Obern zu setzen, aber der Beyfall ist ihnen mehr werth, als Geld und Gnade. Die Gerechtigkeitspflege unterstützte wohl auch ihre Forderungen in vielen Stücken, aber beyweitem nicht in allen. Denn es giebt eine Art von Unterdrückung, die obwohl sie ungemein kränkend ist, doch vor keiner Gerechtigkeitsstelle abgethan werden kann. Wahre, schonende Liebe betreibt selbst das Recht nicht bis aufs Aeusserste, läßt sich lieber in etwas verkennen, als daß sie ihren Feind zu sehr demüthigte. Bey dieser Gesinnung kömmt man weit eher zum Ziele, d. i. zur Ruhe und Ehre, als durch Ungeduld, Aufbrausen und Gewaltthätigkeit. So oder gar durch nichts

kann mißtrauischen Obern Zutrauen eingeflößet, und Achtung abgewonnen werden. Es geschieht auch nicht selten, daß, wenn man nur einmal so viel Selbstverläugnung und Klugheit errungen hat, daß man in der Gegenwart ungezogener Obern aushalten kann, man ausser derselben ruhig, zufrieden, und selbst vergnügt leben kann, und nach und nach über die Vorgesetzten selbst mehr vermögen, als diese wissen.

Man darf nicht glauben, daß stolze, eigennützige, herrschsüchtige Menschen wahrhaft vergnügt sind, oder daß sie andere Leute entbehren können. Gar oft wird ihnen gerade so begegnet, wie sie Andern begegnen; Wie sie keine Achtung und kein Zutrauen haben für andere Menschen, so haben auch diese keines für sie: wie sie es von ihren Kindern und Untergebenen geduldeten, wenn sie Andern grob begegneten, Böses nachsagten, mit Lügen umgiengen, u. d. gl., so müssen sie es endlich zu ihrem großen Verdruß erfahren, daß sie selbst von den Ihrigen die nämlichen Grobheiten und Mißhandlungen erhalten. Es gehören schon recht gute Menschen dazu, und diese findet man nicht überall, wenn dergleichen Leute nicht verachtet, verläumdet und selbst auf mancherley Weise betrogen werden sollten. Da sie dieses nur gar zu oft merken, und überhaupt für Geistesvorzüge und edlere Vergnügen wenig Sinn haben, so werden sie mißtrauisch gegen alle Menschen, verschlos-

sen, unausstehlich, versinken in Trägheit, Geiz, u. d. gl. Unterhalten sie sich, so verschwenden sie nicht selten mehr in Einem Tage, als sie in einer langen Zeit durch übertriebene Sparsamkeit erringen können. Solche Menschen stellen dann das sonderbare Schauspiel dar, daß sie unzufrieden sind, und unzufrieden machen, klagen und zu klagen Ursache geben, plagen, und geplagt werden.

Was in dieser Lage gute und einsichtsvolle Menschen am meisten betrüben muß, ist der Schaden, welchen unwürdige Vorsteher, unwissende Lehrer, schlechte Eltern bey ihren Untergebenen anrichten. Wie gewaltig nimmt nicht unter trägen, leidenschaftlichen, dummen Sachwaltern aller Art Unwissenheit, Rohheit, leibliches und geistiges Verderben bey den Untergebenen überhand: wie machen nicht böse Aeltern ihre Kinder Zeit Lebens unglücklich: wie viel schädlichen Samen streuen nicht unwürdige Lehrer aus: wie viel Gutes hindern nicht leidenschaftliche Vorsteher? Eigentliche Hülfe kann in solchen Umständen nur von denen erwartet werden, welche Einsicht, guten Willen, und zugleich Macht genug besitzen, unwürdige Vorgesetzte von ihren Aemtern zu entfernen, oder zur treuen Ausübung ihrer Pflicht anzuhalten. Dem wahren Menschenfreunde bleibt nichts übrig, als im Stillen das Verderben zu bedauern, sich mit seinen Freunden davor, so viel möglich, zu bewahren, und das Uebrige Gottes weiser und gnädiger Fürsehung zu überlassen.

Wie bey unwillkührlichen Verhältnissen gar oft Untergebene von Obern zu leiden haben, so geschieht es auch nicht selten, daß Obere von Untergebenen zu leiden bekommen. Es giebt nämlich so unartige, verwahrloste Menschen, welche weder durch Güte, noch durch Schärfe zum Nachdenken und zur Besserung zu bringen sind. Es gehört mehr Eifer für die gute Sache, eine gründlichere Tugend, mehr Selbstverläugnung dazu, als man gewöhnlich glaubt, wenn man unter solchen Umständen als geistlicher oder weltlicher Vorsteher einer Gemeine, welche für Wahrheit und Tugend allen Sinn verloren zu haben scheint, nicht allen Muth verlieren, alle Hoffnung des Besserwerdens aufgeben, und ein mißvergnügtes Leben führen, oder gar auf Abwege gerathen soll. Es ist aber auch nicht zu läugnen, daß ausharrender Fleiß, liebreiche Langmuth, Ernst und Nachgiebigkeit recht viel hindern, und wohl auch so viel Gutes stiften kann, daß man endlich doch noch einige Früchte seiner Bemühung wahrnimmt.

* * *

Alexander der Eroberer lernte als Knabe das Harfenspiel, hatte aber wenig Lust dazu. Einst zeigte ihm sein Lehrmeister, was für eine Saite er greifen sollte: wenn ich nun aber eine andere nehme, sagte der junge Herr? — Wenn Sie als König mit der Harfe

umgehen wollen, antwortete der Hofmeister, liegt sehr wenig daran, wenn Sie aber Musikant seyn wollen, sehr viel.

Der Kaiser August machte einst seiner Tochter wegen ihrer übertriebenen Pracht Vorstellungen: er erhielt aber zur Antwort: der Herr Vater vergessen es gar so leicht, daß Sie Kaiser sind, ich aber vergesse es niemals, daß ich des Kaisers Tochter bin.

Eine Magd kömmt zu einer sehr unartigen Meisterschaft, bey der es bisher kein Dienstboth aushielt: sie harrte aus mit ungemeiner Klugheit und Geduld, und hatte auch das Glück durch ihr Beyspiel und ihre Ermahnungen die Kinder auf bessere Wege zu bringen; diese ehrten sie dann auch wie ihre Mutter, und unterstützten sie in ihrem Alter sehr großmüthig.

### e) Mißhandlungen.

Wenn man auch seinen Stand mit aller Ueberlegung gewählt, und sich darauf mit allem Fleiß vorbereitet hat, wenn die Verhältnisse, in denen wir uns befinden, ganz das Werk unserer freyen Wahl sind, wenn die Personen um uns her ganz und gar nicht unter die bösartigen gehören, so wird doch unsre Ehre und unsre Ruhe nicht selten mehr oder weniger angegriffen. Es giebt keinen Beruf, welcher nicht sein Unangenehmes hat, keinen Stand, in dem nicht Widerstand überwunden

wunden werden muß. Wenn man oft alles thut, was man thun sollte, so wird man doch nicht belohnt, nicht befördert, oder gar noch weniger Verdienten nachgesetzt. Es kann sogar geschehen, daß man mißverstanden wird, daß man sich Worte und Thaten verdrehen, böse Absichten andichten lassen muß, ohne sich hinlänglich vertheidigen zu können. Aerntet man die Früchte seines Fleißes, wird man nach Verdiensten befördert, so folgt der Neid auf dem Fuße nach, und böse Leute suchen durch Verläumdung und Lügen demjenigen zu schaden, den sie sich nicht öffentlich anzugreifen trauen. Bisweilen müssen wir die bittere Erfahrung machen, daß wir einige Personen für besser gehalten haben, als sie wirklich sind, daß sie Fehler an sich haben, mit denen sie uns nicht wenig überlästig sind, die sie aber lange genug künstlich zu verbergen wußten. Neben den heimlichen giebt es offenbare Feinde, Leute, die gar kein Geheimniß daraus machen, daß sie uns übel wollen, die es durch verschiedene Versuche beweisen, daß sie an unserm Untergange arbeiten. Kurz: unter Menschen, die alle ihren freyen Willen haben, die an Kopf und Herz äußerst verschieden sind, die sich in allen möglichen Umständen befinden, die mannigfaltigsten Wünsche, Bedürfnisse, Angelegenheiten haben, ist es nicht anders möglich, als daß ein Mensch, der selbst auch seine verschiedenen Bedürfnisse, Aussichten, Ueberzeugungen und Schwachheiten

heiten hat, nicht mancherley Anstösse finde, und in seinem Kreise mehr oder weniger mißhandelt werde. Wie haben wir uns bey alle dem zu verhalten? — Liebe allein ist es, was von der unpartheyischen Vernunft gebilliget wird, und womit wir uns wahrhaft beruhigen können — aber eine Liebe, die einerseits der Wahrheit und Gerechtigkeit nichts vergiebt, andererseits Niemand wehe thut. Garve hat dieses vortrefflich erklärt. Er sagt: „**Feindesliebe ist Widerstand ohne Haß**"; das Schwerste bey der Liebe. „Des Menschen Freund, der Sache Feind": ist eine bekannte Regel der Weisheit. Diese Liebe aber kann sich auf mancherley Art äussern: als Großmuth, als Verachtung, als Ernst. Welche nun von diesen vordringen soll, läßt sich nicht bestimmen, es kommt viel auf die Umstände und Verhältnisse an, in denen sich der Beleidigte gegen seinen Beleidiger befindet. Ist nur das Herz wohlgeordnet, so wird es sich auch auf eine passende Art äussern.

Man kann z. B. seine Feinde mit äußerster Schonung behandeln. David kommt mit seinem Todfeinde in der nämlichen Höhle zusammen, er schneidet ihm ein Stück vom Kleide — eben so leicht hätte er ihm das Schwert in den Leib stossen können: er thut ihm aber nichts zu leide, sondern er begnügt sich ihn von dem, was er that, und wie er gegen ihn gesinnt sey, zu überzeugen.

Man

Man kann seine Feinde derb abweisen. Diogenes wurde von einem Kahlköpfigen gelästert. Er sagte ihm: Deine Haare haben wohl gethan, daß sie sich von einem so schlimmen Schedel trennten.

Man kann sie wohl gar auf der Stelle bestrafen. Der Kaiser Sigismund gab einem Schmeichler eine Ohrfeige und sprach: Warum beissest du mich? Vielleicht erinnerte er sich an die Worte Bias: Unter den wilden Thieren ist ein Despot, unter den Zahmen ein Schmeichler das schädlichste.

Man kann sich mit List der Gewalt seines Feindes entziehen. Davon gab eine Nonne in Pohlen eine außerordentliche Probe. Ihr Kloster wurde im Kriege geplündert, und sie hatte das Unglück einem schändlichen Kerl in die Hände zu fallen. Er war im Begriff sie zu mißhandeln, sie hielt ihn aber zurück, indem sie ihn versicherte, daß sie die Kunst besitze, sich fest zu machen, und daß sie ihm dieselbe auch lehren wolle. Sie sagte dann, er dürfe nur die Worte sprechen: In manus tuas Domine commendo spiritum meum (Herr in deine Hände empfehle ich meinen Geist) und dann könne ihm kein Schuß oder Hieb schaden. Zur Probe soll er nur gleich mit seinem Schwerte aus allen Kräften auf ihren Hals los hauen. Der Barbar glaubte es, — und hieb ihr den Kopf ab.

Man

Man kann sich seinen Feinden mit Nachdruck entgegen setzen. Dionis der Tirann ließ einen gewissen Philoxen in die Löwengrube werfen, weil er seine Verse tadelte. Seine Freunde erbathen ihm die Freyheit. Bald darauf las ihm der König wieder Verse vor. Lieber will ich unter Löwen wohnen, als solch elend Zeug anhören, sprach Philoxen, stund auf und gieng davon.

„Ihr könnet wohl meine Henker, aber nicht meine Richter seyn", sprach die Königinn von Frankreich Antonia vor dem Tribunal mit der einer Kaiserstochter würdigen Standhaftigkeit.

Man kann seine Feinde mit Spott abweisen. Man machte dem Diogenes den Vorwurf, daß ihn die Sinoper des Landes verwiesen haben, und ich, sprach er, habe sie in dem Lande gelassen.

Als man dem Sokrates sagte, daß ihn die Athenienser zum Tode verdammt haben, sagte er, dazu hat auch sie die Natur verurtheilt.

Man kann seine Feinde mit einem treffenden Worte beschämen. Ein gewisser Harmodius machte dem Iphikrates den Vorwurf, daß er eines Schusters Sohn sey. Der Ruhm meines Namens, sprach Iphikrates, fangt durch mich an, der des deinen hört durch dich auf.

Aristipp tadelte den König Dionis, dieser lud ihn dafür zur Tafel ein, und setzte ihn an den letzten Platz.

Aristipp sagte: ich sehe wohl, o König, daß du heute diesen Platz mit besonderer Ehre auszeichnest.

Man kann Mißhandlungen aus Vaterlandsliebe ertragen. Phozion wurde von den Atheniensern zum Tode verunrtheilt. In seiner letzten Stunde ließ er seinen Sohn zu sich kommen, und sagte ihm: Ich beschwöre dich, laß Athen wegen mir nichts entgelten.

Man wollte einen französischen Emigranten bewegen wider Frankreich zu Feld zu ziehen. Er aber lehnte es mit der Erklärung ab: ich bin von Partheyen, nicht von meinem Vaterlande beleidiget worden.

Zu welcher Standhaftigkeit die Religion den Menschen bewegen könne, bewies unter tausend andern auch die machabäische Heldinn. Sie wurde gezwungen ihre sieben Söhne auf die grausamste Weise vor ihren Augen zu todt martern zu sehen. Der lebendige Glaube an Gott machte ihr es möglich, daß sie dieser entsetzlichen Pein ohngeachtet ihren Söhnen noch Muth zusprechen konnte. Sie bath ihren jüngsten Sohn, als die Reihe des Mordens an ihn kam: Schau nur zu Gott auf dem Allmächtigen, du wirst dann diesen Henker nicht fürchten! Willig both auch sie ihren Leib zum Martertode dar, nachdem sie die Qual desselben schon siebenmal durch die Hinrichtung ihrer Kinder mit unbeschreiblichen Schmerzen empfunden hatte. II Mach. 7, 28.

Nur für Menschen von einer solchen Gesinnung können wir wahre Achtung haben; alle Rache hingegen, so fein sie immer angelegt ist, widerspricht unserm gebildeten Gefühle. Wer kann es z. B. an dem Pertagoras loben, daß er einem Manne, von dem er sehr empfindlich beleidiget wurde, seine Tochter zur Ehe gab, und sich erklärte, er könne sich nicht stärker und nicht gewisser an ihm rächen. Wer möchte nicht aus der Geschichte des Thales die Erklärung desselben auslöschen: Man könnte sich nichts angenehmers wünschen, als zu sehen, daß es unsern Feinden ärger als uns selbst ergehe. Tissafernes machte mit dem Agesilaus dreymonathlichen Waffenstillstand, und brach ihn. Agesilaus ließ ihm durch seine Abgeordnete sagen: er freue sich seiner Treulosigkeit, weil er sich dadurch die Götter zu Feinden gemacht habe. Wie verächtlich macht dieser Mann seine Religion, wenn sie auch sonst von der edelsten Art gewesen wäre. Wer muß nicht an Alzibiades eines rechtschaffenen Mannes höchst unanständig finden, daß er auf die Nachricht: die Athenienser haben ihn zum Tode verurtheilt, sagte: Wohlan ich will ihnen zeigen, daß ich lebe! — dann zu den Lazedemoniern übergieng und diese zum Krieg gegen die Athenienser bewog!

Stets kehren die nämlichen lieblosen Gesinnungen und Thaten unter andern Namen und Gestalten zu-

rück, aber niemal werden sie den Beyfall wahrhaft guter Menschen erhalten. Nur in der ersten Hitze kann man es thunlich finden, Böses mit Bösem zu vergelten. Bey kaltem Blute und mit Ueberlegung können wir nur der Großmuth, der Nachsicht, der Versöhnlichkeit, und ähnlichen Aeußerungen einer reinen wahren Liebe huldigen, dabey nur können wir Achtung für uns selbst haben, und also auch dabey nur beruhiget seyn. Wer sich diese Gesinnungen nicht eigen zu machen bestrebt, taugt gar nicht in die menschliche Gesellschaft. Wie bald ist es ntcht geschehen, daß unserm Nebenmenschen ein Wort entgeht, das uns mißfällt, ohne daß der Andere es beabsichtigte? Wer erfährt es nicht an sich selbst, daß wir bisweilen sehr reizbar sind? Besonders ist auch unsere Phantasie sehr geschäftig, uns alle Reden, Geberden, Handlungen unsers Nächsten, von dem wir wie immer beleidiget wurden, weit ärger abzumalen, als sie an sich selbst sind, vorzüglich wenn feindselige Menschen diese Stimmung bey uns zu erhalten suchen. Wenn man nun in solchen Gelegenheiten nicht so viel über sich selbst vermag, daß man an dem Nächsten etwas übersieht, so ist es nicht möglich, daß man in Ruhe und Frieden lebe. Der Weise erwartet schon nichts anders, als daß er unter Menschen Unangenehmes finden werde: es fällt ihm daher auch nicht so sehr auf, wenn es wirklich eintrifft, und er benimmt sich dann bessern Grundsätzen zufolge.

Wie

Wie schwer aber dieses ist, wird ein jeder erfahren, der es sich angelegen seyn läßt, übelgesinnten, feindlichen Menschen so zu begegnen, daß sie sich einerseits nicht zu beschweren Ursache haben, und daß man ihnen andererseits nicht zu viel nachsieht. Gefühlloses Dareinfügen, furchtsames Stillesenn, unzeitige Nachgiebigkeit ist ganz und gar keine Tugend, aber eben so wenig ist der guten Sache mit Ungestümm, Hitze und einem wegwerfenden Wesen geholfen. Noch einmal: Widerstand ohne Haß, Liebe der Personen und edle Aeußerung eines gerechten Unwillens ist ein Meisterstück der Liebe, das auch rohen und leidenschaftlichen Menschen Bewunderung und Ehrfurcht gebiethet.

## f) Abbitte.

Hier ist nun auch der Ort zu sagen: wie sich diejenigen zu verhalten haben, welche ihren Mitmenschen wie immer beleidiget haben. Sie müssen, mit Einem Worte zu sagen, ihren Fehler, so viel möglich, gut machen, wovon gewöhnlich eine Abbitte der Anfang ist. Im Fehlen verharren, ist bey allen Fehlern das Schändlichste. Sobald daher Jemand merkt, daß er seinen Mitmenschen beleidiget, betrübt hat, so ist es hohe Zeit, daß er sogleich den ersten Schritt zur Aussöhnung thue. Wer dieses unterläßt, wer die Nachgiebigkeit, die Versöhnlichkeit des Nächsten mißbraucht,

trotzig verachtet, oder höhnisch abweist, macht sich aller Achtung unwürdig. Solche Leute dürfen nichts anders erwarten, als daß man sich gänzlich von ihnen entferne, und ihre Gesellschaft fliehe, so gut es sich thun läßt. Rohe leidenschaftliche Menschen werfen sich selbst weg, und rauben sich weit mehr Vergnügen und Ehre, als sie selbst meynen. Könnten sie es glauben, wie viel sie sich und andern verderben, wie weit sie von dem Sinne und dem Vergnügen wohlgeordneter, rechtschaffener Menschen entfernt sind, sie würden vor sich selbst erröthen. Wie ist dieses nicht bey guten Menschen, die etwa nur aus Uebereilung fehlen, so ganz anders! Sie eilen durch eine herzliche Abbitte ihren Fehler wieder gut zu machen. Und sogleich wird die Beleidigung vergessen, wie nicht geschehen betrachtet, und das gestörte gute Vernehmen hergestellt. Nicht selten trägt die Großmuth des Beleidigten und die Reumüthigkeit des Beleidigers wesentlich bey, das Band der Freundschaft wieder anzuknüpfen, und fester anzuziehen. Man lernt nämlich einander bey dieser Gelegenheit von einer neuen Seite kennen: ein guter Mensch macht sich auch dann, wann er zörnet, nicht verächtlich. Seine Aussöhnung besteht auch nicht blos in Worten. Sein ganzes nachfolgendes Betragen stimmt mit seiner friedlichen Gesinnung überein. Ohne diese Uebereinstimmung wäre auch die feyerlichste Ab-

bitte

bitte eher eine neue Beleidigung, die den Abbittenden verabscheuungswerth machte.

## g) Duelle.

Der Ehrgeiz hat eine besondere Art von Aussöhnung erdacht, nämlich die **Duelle.** Dem gesunden Menschenverstande und dem unzweydeutigen Ausspruche wahrer Gerechtigkeit zufolge muß der Beleidiger den ersten Schritt zur Aussöhnung thun: ihm steht es zu, die verletzte Ehre, den verursachten Verdruß oder Schaden gut zu machen; der Beleidigte erwartet dieses billig von seinem Gegner, könnte es auch wohl auf dem Rechtswege suchen. Allein bey Duellen ist dieß ganz anders. Zeigt sich der Beleidigte, Entehrte nicht beleidiget und aufgebracht, so sieht man ihn für einen Dummkopf, für einen ehrlosen Menschen an. Zeigt er sich beleidiget, so muß er seinem Gegner einen Kampf anbiethen, und ihm zugleich die Wahl lassen, die Waffen, Ort und Zeit zu bestimmen. Anstatt also, daß der Beleidigte dasjenige erhielte, wozu er allerdings berechtiget wäre, setzt er sich noch einem Kampfe aus, der sogar todesgefährlich ist, so bald es der Gegner nur will. Hat man sich zum Duell erklärt, so kömmt man an dem bestimmten Platz zur bestimmten Stunde zusammen, es werden wohl auch beyderseits Zeugen mitgenommen, welche die Waffen untersuchen, die Distanz abmessen, u. d. gl. Nun

Nun beginnt der Kampf. Man schießt, man haut auf einander, je nachdem es der Gegner bestimmte. Bleibt einer von beyden, oder gar beyde, so sterben sie als muthvolle Männer. Ist eine Wunde der Erfolg des Kampfes, und will man es dabey beruhen lassen, so giebt man einander die Hand, umarmt einander, und ist sich wieder so lange gut, als man nicht Ursache zu haben glaubt, seinen theuren Freund abermal zum Kampf heraus zu fordern.

Diese Art, Beleidigungen, Zwiste zu entscheiden, rührt offenbar von einem ganz verkehrten Begriffe von Ehre und Muth her. Man will durch die Uebernahme eines todtgefährlichen Kampfes beweisen, daß man Muth genug habe, in den Tod zu gehen, und also ein weit besserer Mann sey, als der Beleidiger zu glauben scheine. Duelle sind daher auch bey demjenigen Stande vorzüglich üblich geworden, der besonders auf Ehre hält. Beym rechten Lichte betrachtet, sind Duelle eine wahre Thorheit. Der Tod beweist so wenig als der Sieg die Rechtschaffenhet eines Menschen. Hat Jemand die Wahrheit gesagt, so ist es mir Schande, wenn ich mich dadurch beleidiget finde. Hat mir Jemand wirklich Unrecht gethan, so ist er es nicht werth, daß ich wegen ihm Gesundheit oder Leben auf das Spiel setze. Nur die unmäßige Ehrbegierde macht es begreiflich, wie der Unsinn des Duellierens noch in einem

Zeitalter fortwehren kann, wo sich alle bessern Regenten bemühen, alle Arten von Rohheit abzuschaffen, und wo zugleich über Ehre, Muth, Rechtschaffenheit und andere wichtige Gegenstände die richtigsten Begriffe verbreitet werden. Wie sind nicht alle diejenigen zu bedauern, welche ein Opfer dieser übel verstandenen Ehrenrettung werden! Es sind meistens unerfahrne, hitzige, junge Leute, nicht selten von den besten Anlagen des Verstandes und Herzens. Anstatt ihren Mitmenschen nützlich zu werden, stürzen sie sich ins Grab oder machen sich unbrauchbar. Weise Regenten haben daher stets durch Gesetze diese schädliche Thorheit abzustellen gesucht. Allein eben auch hier haben wir einen Beweis, wie wenig die Macht der Herrscher ausrichtet, wenn sie nicht durch Belehrung unterstützt wird. Denn alles Schärfe ohngeacht, mit der man mit Duellanten verfährt, wird dieser Unfug doch in Geheim nicht selten getrieben. Ungemein viel könnte zur Achtung der Gesetze gegen Duelle das Beyspiel rechtschaffener, angesehener Männer beytragen, wenn sie sich als zu gut und vernünftig erklärten, als daß sie Jemand zum Kampfe forderten, oder sich fordern liessen. Eine solche Erklärung bey guter Gelegenheit mit dem gehörigen Nachdruck müßte am meisten verwegene, niederträchtige, ehrgeizige Thoren beschämen.

* * *

Was Großmuth über Beleidiger vermöge, beweist unter andern auch die Geschichte des ägyptischen Josephs: seine Aussöhnung mit seinen Brüdern ist sehr klug angelegt, und ungemein rührend ausgeführt. Diejenigen, welche ihn einst in den Tod liefern wollten, waren nachher seine eifrigste Anhänger und Diener.

Seneka giebt über Aussöhnung eine vortreffliche Lehre. Er sagt: „Wenn du verzeihest, so vergiß zugleich, denn eine schimpfliche Aussöhnung ist die empfindlichste Strafe".

Ein Offizier des F— — Regiments findet sich durch die absichtsloseste Aeußerung eines andern Offiziers, mit dem er sonst sehr vertraut war, beleidiget, fordert ihn heraus, und dringt alles Zurufens und Abbittens seines Freundes ohngeacht so heftig an, daß er sich selbst den Degen desselben in den Leib rannte und auf dem Platz blieb.

## h) Kriege.

Durch Unarten, Unrecht und Mißhandlungen werden einzelne Personen gekränket, durch den Krieg aber wird das Wohl von Tausenden zerstöret. Kriege sind eine der größten Plagen für die Menschheit. In dem Kriege werden Schaaren von jungen und gesunden Leuten, welche durch mancherley Arbeiten dem Staate nütz-

lich seyn könnten, welche selbst noch zu ihrer fernern Bildung Zeit und Gelegenheit vonnöthen hätten, gezwungen, die Waffen zu ergreifen. In den Schlachten werden Hunderte und Tausende ums Leben gebracht, und meistens noch Mehrere jämmerlich verwundet und für ihr ganzes Leben zu elenden Krippeln gemacht. Außer der Schlacht trifft den Soldaten alles mögliche Ungemach, er mag sich auf dem Lande oder zur See befinden. Hunger, Durst, Hitz, Kälte, elende Wohnungen, Mangel an Verpflegung bey Verwundungen und in Krankheiten, unaufhörliche Strapazen aller Art sind die gewöhnlichen Gefährten des Krieges. In des Feindes Ländern herrscht der Soldat und begeht abscheuliche Unordnungen: die Ordnung hat überall ein Ende, Gesetze, Recht und Billigkeit müssen der Gewalt weichen. Dieß ist selbst bey Heeren nicht ganz zu vermeiden, wo die Kommandierenden noch ihre Leute in Schranken halten. Wenn erst der Krieg unglücklich geführt wird, wenn die Anführer dem Soldaten Städte und Dörfer preis geben, wenn kein Pardon gegeben wird, wenn es darauf angelegt wird, ein Land zu Grund zu richten, u. d. gl., dann ist keine Uebelthat, kein Gräuel und Elend zu erdenken, das nicht an armen, hülflosen, unschuldigen Menschen verübt würde. Ein einziger solcher Feldzug zerstört die Früchte von vielen Jahren, und die Folgen davon sind meistens eben so verderblich.

Vieh-

Viehseuchen, ansteckende Krankheiten, Hunger oder Theurung begleiten meistens den Krieg: grosse Schulden, Mangel an Gewerbe und Verdienst, vernachläßigter Unterricht, verwilderte Jugend, Räuberhorden sind die Nachwehen derselben.

Und wie oft kam diese Plage nicht schon über die Menschheit! Wie viel Menschenblut wurde z. B. nur im vergangenen Jahrhundert in Europa vergossen! Was Gutes und Großes hätte man nicht mit den Tausenden, welche im Kriege umkamen, und den Millionen, welche dazu verwendet wurden, stiften können, was nun alles zum größten Nachtheil der Völker unterblieben ist! Die Geschichte versichert uns auch, daß die Veranlassung dazu bisweilen sehr geringfügig, wo nicht gar ungerecht war. Kriege sind nicht selten so thöricht und frevelhaft, als es die Duelle sind. Möchten doch dieß diejenigen bedenken, denen das Heil und Glück der Nationen anvertraut ist, und keinen Krieg beginnen, so lange noch ein Mittel zu einem ehrenvollen Frieden vorhanden ist; oder wenn er auch je geführt werden muß, ihn so schonend wie möglich und so kurz wie möglig machen! Die heissesten Segenswünsche, und die reinsten Lobpreisungen würden ihnen nach ihrem Hinscheiden noch durch Jahrhunderte folgen.

# IV.
## Segen der Liebe.

So können, so sollen wir einander lieben. Und wenn dann wir Menschen einander so liebten! — Wenn ein jeder in seinen Umständen, in seiner Lage, an seiner Stelle dasjenige thun würde, was er als ein guter und weiser Mensch thun sollte! Wenn die Regenten durch weise Gesetze, gute Anstalten, strenge Aufsicht, genaue Rechtspflege, gutes Beyspiel ihre Regierung auszeichneten! Wenn die Untergebenen durch unverbrüchliche Treue, Folgsamkeit, Anstrengung Muth in Gefahren ihre Vaterlandsliebe bewiesen! Wenn unter den jungen Leuten gute Sitten, zweckmäßige Verwendung, Ehrfurcht vor Vorgesetzten und gute Ordnung herrschten! Wenn der Ehestand heilig gehalten würde, und die Gatten einander mit aller Liebe und Treue zugethan wären! Wenn Aeltern ihren Kindern, und diese ihren Aeltern das wären, was sie ihnen nach der Natur und aus Grundsätzen seyn sollten! Wenn die Lehrer ihrem Amte mit unablässigem Fleiße vorstünden, wenn sie sich Wahrheit über alles gehen liessen, und ihre anvertrauten Zöglinge und Schüler wie ihre Kinder liebten! Wenn Arme Unterstützung, Kranke Verpflegung, Unglückliche Hülfe, Leidende Trost fänden: wenn Mißverständnisse, Zwiste, Uneinigkeiten auf eine erwünschte Art beygelegt würden! Wenn

man

man an recht vielen Menschen, die man auch weiter nicht kennte, gute, gesittete, gefällige Personen anträfe! — Wenn dieses alles so wäre, wie es denn doch seyn könnte und sollte, was wäre nicht das Menschenleben? Wie unaussprechlich edel und angenehm wäre es nicht? Ein Vorgeschmack des Himmels wäre es.

Und warum ist es das nicht? Ein jeder Mensch ist doch nur bey dem Bewußtseyn Gutes gethan zu haben, im Frieden, in Eintracht glücklich. Niemand wünscht sich doch Unglück, Elend und Uebel, und es ist doch so viel Elend, Unglück, Unheil aller Art, und so wenig wahre Liebe in der Welt! Woher doch dieses? — Die Ursache liegt zum Theil in dem Menschen selbst, und zum Theil außer demselben: und zwar die erste, die vorzüglichste Ursache in einem jeden Menschen selbst. Nur ein guter Mensch erweist andern eine wahre Liebe, und nur ein guter Mensch trägt zum allgemeinen Wohlergehen bey. Der Beweis dieses Satzes wird einem jeden einleuchten, der sich an dasjenige erinnern will, was in der Einleitung dieser Abhandlung über die Liebe gesagt wurde. Die Beweggründe der Liebe sind verschieden. Wer aus Neigung oder irgend einer eigennützigen Absicht liebt, kennt die wahre, reine, ihres Namens einzig würdige Liebe nicht, und ist ein unnützes, wo nicht gar ein schädliches Glied der menschlichen

Gesell-

Gesellschat. Wenn z. B. Jemand Bequemlichkeit so sehr liebt, daß er sie sich über alles gehen läßt, wie sieht dieser andere Menschen an, wie behandelt er sie? Offenbar als Werkzeuge! Er will geniessen, andere sollen arbeiten, er richtet alles dazu ein, daß ihm leicht und wohl geschehe, während dem Andere in dem Schweiße ihres Angesichtes arbeiten. Und gerade in dem Maaße, als sich ein Mensch von dieser irrigen Maxime leiten läßt, ist er ein unnützer Mensch, der denjenigen Theil Arbeit, der ihm gebührte, auf Andere wälzt, und sie dadurch der Gelegenheit beraubt, ihres Lebens so froh zu werden, als sie ohne ihn werden könnten. Der Stolze achtet seine tiefer stehende Mitmenschen nicht, dünkt sich über sie weit erhaben, und giebt sich mit ihnen nur in so ferne ab, als er sie für seinen Ehrgeiz brauchbar findet. Kann man nun von einem solchen Menschen sagen, daß er das Wohl der menschlichen Gesellschaft befördere? — Gewiß nicht! Er setzt sich ja über diese hinaus und hinauf, macht sich zum Sonderling, und stellt sich auf eine furchtbare Höhe, um über seine Mitmenschen nach Gutbefinden herrschen zu können. Er setzt sie um sich her zu Werkzeugen herab, die seinem Stolze und seinen Planen dienen müssen, und eben dadurch macht er andere Menschen unfähig, das Leben so zu geniessen, wie sie es würdig und empfänglich sind. Das Nämliche gilt von aller unordentlicher Liebe, sie

ist

ist allzeit für unser und unsers Nächsten Wohl von nachtheiligen Folgen, und dieß um so mehr, je unordentlicher sie ist. Nur in dem Maaße, als alle unsre Neigungen wohlgeordnet, Verstand und Herz gebildet, alle unsre Handlungen gerecht sind — kurz nur in dem Maaße, als wir gut sind, sind wir auch eines wahren Vergnügens empfänglich, und verbreiten Vergnügen. Sehr viel außer uns, hängt nicht von uns ab, sehr viele Dinge, Drangsalen, Widerwärtigkeiten, Uebel unter den Menschen können wir nicht hindern. Ob aber ein jeder aus uns ein guter, nützlicher, vergnügter Mensch sey, dieß hängt von einem jeden aus uns ab, und hängt so sehr von uns ab, daß uns eigentlich Niemand es nehmen oder geben kann.

Wohl dem, der an seiner Stelle ist, was er seyn soll!

Wohl dem Staate, der recht viele Menschen besitzt, die an ihrer Stelle sind, was sie seyn sollen!

## V.

## Christliche Menschenliebe.

Dieß sind die Gründe, dieß die Art wahrer Nächstenliebe, wie sie einem jeden Nachdenkenden durch die Vernunft, und einem jeden nicht ganz Verwahrlosten durch das Gewissen angekündiget werden. Uns selbst

überlas-

überlassen wären wir wohl noch nicht zu dieser Einsicht gelangt: besonders würden die Vorschriften für das Verhalten gegen Feinde sehr schwankend oder gar irrig seyn, wenn uns nicht der Stifter unsrer göttlichen Religion Jesus Christus mit Wort und That eines bessern belehrt hätte. Ihm haben wir über unser Betragen gegen unsre Mitmenschen wie auch über andere höchst wichtige Angelegenheiten die reinsten Begriffe, und die befriedigendsten Aufschlüsse zu verdanken. Seine Religion ist die Religion der Liebe, der wahren heiligen Liebe, so wie sein Leben thätigste, reinste, heiligste Gottes- und Menschenliebe war. In einem Lehrbuche der Menschenliebe verdient seine Lehre und sein Beyspiel eine ausgezeichnete Stelle. Ich that in dieser Abhandlung davon bisher keine Meldung, um uns hier das Vergnügen zu machen, die unvergleichlichen Lehren des Evangeliums mit einem Blick zu übersehen.

Wir können dieselben sehr zweckmäßig nach unsrer bisherigen Ordnung reihen.

## I

## Begriff davon.

Der Begriff von der Nächstenliebe, den Christus und seine erleuchtete Freunde aufstellen, ist der erhabenste und der würdigste, der sich denken läßt. In der

That,

That, wenn schon Menschen mit Engelzungen sprächen, sie könnten nichts Edlers sagen.

Die Nächstenliebe ist nach Christus die Fülle des Gesetzes: „Liebe Gott vom ganzen Herzen, von ganzer Seele, vom ganzen Gemüthe, dieß ist das erste und größte Geboth". Das andere ist diesem gleich, und heißt *): „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst". Matth. 22.

Er erklärt wahre Menschenliebe als das Kennzeichen der Seinigen: „Daran soll man erkennen, ob ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander liebet. Joh. 13. Ja dieß ist mein Geboth: Liebet einander so, wie ich euch liebte". Joh. 15.

Er verlangt uneingeschränkte, unbedingte, durch keine willkürlichen Erklärungen entstellte Menschenliebe. „Vor Alters hieß es: der Todtschlag ist ein Kriminalverbrechen. Ich aber sage euch, daß auch der unmäßige Zorn ein solches Verbrechen ist. Neu ist das Geboth der Menschenliebe, das ich euch gebe". Matth. 5. Joh. 13.

Er will durchaus alle Nebenabsicht, allen Eigennutz von der Liebe ausgeschlossen wissen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Was du willst, daß dir geschehe, das thu auch andern, was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch andern nicht". Matth. 22.

Nach

*) Der Verfasser erlaubt sich der Deutlichkeit wegen solche Zusätze.

Nach Johannes ist die Liebe Gottes, und die Liebe des Nächsten, wenn sie von der rechten Art ist, innigst mit einander verbunden. „Wer spricht, er liebe Gott, und haßt seine Brüder, lügt. Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, wie wird er Gott lieben, den er nicht sieht". I. Joh. 4.

Dem Johannes zufolge ist wahre Menschenliebe das sicherste Kennzeichen wahrer Aufklärung. „Wer seinen Bruder liebt, wandelt in dem Lichte, und es ist nichts Aergerliches an ihm. I. Joh. 4.

Petrus kennt nur eine werkthätige Liebe als wahre Liebe an. Brüder liebet einander aufrichtig und ernstlich. Jeder diene seinem Nächsten mit derjenigen Gabe, die er von Gott empfangen hat, denn dieß steht guten Hausleuten zu bey den mannigfaltigen Gnaden Gottes. I., 4.

Wer hat einen erhabnern und würdigern Begriff von der Menschenliebe als Paulus? Er schreibt an die Korinther I. 13: „Wenn ich auch alle Sprachen der Völker, ja selbst die Sprache der Engel spräche, und die ächte Menschenliebe beseelte mich nicht, so wäre ich doch nicht seliger, als eine schmetternde Posaune, als eine klingende Zimbel. Und wenn ich auch mit Begeisterung lehren könnte, und alle Geheimnisse wüßte, und alle Erkenntniß besäße, und den stärksten Glauben hätte, so, daß Berge mir von der Stelle wichen, und

ächte Menschenliibr beseelte mich nicht, so hätte ich bey Gott keinen Werth. Und wenn ich mein ganzes Vermögen an die Armen wendete, und ließe mich sogar lebendig verbrennen, und ächte Menschenliebe beseelte mich nicht, so hülfe mir dieß nichts. Aechte Menschenliebe muß folgende Eigenschaften haben. Sie ist

großmüthig,
milde,
beneidet nicht,
ist nicht übermüthig,
erhebt sich nicht über Andere,
thut nichts Unanständiges,
ist nicht eigennützig,
läßt sich nicht lange bitten,
hält keine Rechnungen über Beleidigungen,
freut sich nur des Guten,
trägt alles,
glaubt, hofft, erwartet alles.

Die Liebe ist eine Geistesgabe von bleibendem Werthe. Der begeisterte Vortrag wird noch wegfallen, die Sprachengabe wird aufhören, die jetzige Einsicht wird ergänzt werden. Denn unvollkommen ist unsere jetzige Einsicht, und unvollkommen unser Bemühen, das mitzutheilen, was wir in der Begeisterung empfinden. Eine vollkommnere Einsicht wird einst noch die unvollkommene verdrängen. Als ich noch ein Kind war, re-

dete ich wie ein Kind, hatte kindische Neigungen, kindische Begriffe; in reifern Jahren wurde auch Sprache, wurden auch Neigungen und Begriffe männlich. Jetzt sehen wir die Gegenstände dunkel wie durch eine nur wenig durchsichtige Scheibe, einst werden wir sie unmittelbar erkennen; jetzt ist unsere Erkenntniß nur unvollkommen, erst in der Zukunft wird sie zur Vollkommenheit gelangen. Schon jetzt hingegen hat Vertrauen, Hoffnung, Menschenliebe einen bleibenden Werth. Die vortrefflichste unter diesen drey Tugenden ist aber die Menschenliebe".

## 2.

## Gründe dafür.

Das Christenthum, d. i. die Anstalt unsers Vaters in dem Himmel die Menschen durch seinen Eingebohrnen zur Wahrheit, Tugend und Seligkeit zu führen, unterstützt auch unsre Liebe gegen unsre Mitmenschen mit ganz andern Gründen.

„Der Allmächtige, Ewige, Heilige ist der Vater aller Menschen ohne Unterschied und Ausnahme — Diese Wahrheit, welche vorzüglich wahre Menschenliebe begründen kann und soll, haben wir dem göttlichen Lehrer Jesus zu verdanken, der sie bey allen Gelegenheiten sehr faßlich vortrug. Matth 16.

Ein

Ein jeder Mensch, so gering er auch ist, ist ein Gegenstand der unaufhörlichen Obsicht Gottes. „Ohne sein Wissen fällt auch nicht ein Haar von unserm Haupte“. Math. 10.

Wer Sünde und Unrecht verbreitet, zieht sich Gottes empfindlichste Strafe zu. „Besser wäre es, wenn man ihm einen Mühlstein an den Hals hienge, und ihn in die Abgründe des Meeres versenkte. Matth. 18.

Gottes ernstlicher Wille ist es, daß alle Menschen ohne Unterschied gut, weise und glücklich werden. Er will, daß alle Menschen selig werden, und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen: I. Tim. 2.

„Die Wahrheit wird euch frey machen“. Joh. 8, 32.

Christus ist gekommen, das Heil der gesammten Menschheit zu befördern: Ich bin gekommen, das Verlorne zu suchen“. Luk. 19.

„Dieß ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, diesen höret“. Luk. 3. „Der Vater richtet Niemand. Er hat das ganze Gericht dem Sohne überlassen“. Joh. 5, 22. „Dieser aber ist nicht gekommen, die Menschen zu verdammen, sondern zu beseligen.

Auch der Geringste hat Anspruch auf den Beystand Jesu. „Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich“. Matth. 5. „Kommet her zu mir

alle,

alle, die ihr müheselig und beladen seyd, ich will euch erquicken". Matth. 11. „Lasset die Kleinen zu mir kommen, und wehret es ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich". Matth. 19.

Wer Christo angehören will, muß den Menschen um seiner selbst willen, ohne alle besondere Rücksicht des Standes lieben. „Lasset euch nicht Väter, lasset euch nicht gnädig nennen. Daran wird man erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, wenn ihr einander liebet". Matth 23, 8. ꝛc. ꝛc. Luk. 22.

Christus will alle Menschen ohne Unterschied gut, weise, selig machen. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben: Ich werde Niemand verstossen, der zu mir kommt. Der gute Hirt verläßt 99 Schafe, die in Sicherheit sind, und geht einem verlornen nach. Ich bin der gute Hirt". Joh 11. 14.

Jesus hat sich zum Heile aller Menschen ohne Ausnahme in den Tod gegeben. „Vater verschone mich mit diesem bittern Kelche — doch nicht mein Wille geschehe, sondern der deine. Dieses Blut wird vergossen werden für euch und viele Andere zur Verzeihung der Sünden. Dieser Leib wird für euch hingegeben. Matth. 26. Luk. 22.

Jesus lebt noch zum Heile aller Menschen. „Ich bin alle Tage bey euch, bis an das Ende der Welt. Wo zwey oder drey in meinem Namen versammelt sind, bin ich in ihrer Mitte. Matth. 18. Jesus

Jesus wird wieder kommen, und Gericht halten über alle Menschen, Lebendige und Gestorbene. „Dieser Jesus, der von euch weggieng in den Himmel, wird eben so wieder kommen, wie ihr ihn auffahren sahet. Erstaunet über dieses nicht zu sehr: es kömmt noch die Stunde, daß alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes vernehmen, und diejenigen, welche Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, diejenigen aber, welche Böses gethan haben, zur Verdammung hervor gehen werden. Wir müssen alle vor dem Richterstuhle Christi offenbar werden, damit ein jeder nach seinen eigenen Thaten, die er im Leibe vollbrachte, Gutes oder Böses empfange". Akt. 1. 11. Joh. 5., 28. II. Kor 5.

Gewiß ganz eigne und wichtige Gründe, unsre gegenseitige Liebe inniger und lebendiger zu machen. Wie wir Einen Gott und Vater haben, so haben wir Alle auch Einen Herrn, an dem wir von unserm Vater angewiesen werden, der uns zu lieb Mensch wurde, als Mensch unser vollkommenstes Beyspiel, unser schätzbarster Lehrer und Erlöser wurde, der sein Leben gab uns Allen zu lieb, und der einst der Richter aller Menschen ohne Ausnahme seyn wird. Welche befriedigende Aufschlüsse über höchst wichtige Angelegenheiten der Menschheit! Wie sollen sie nicht dazu dienen, einander als Mitglieder Einer Familie, als Theilnehmer des glei-

chen Schicksales und der gleichen Verhältnisse zu betrachten, und uns so mit Banden brüderlicher Liebe zu vereinen! Wenn dieses nichtgeschehen ist, ist es wahrlich die Schuld des Weisesten, Besten, Heiligen nicht!

Lasset uns nun seine Anweisung zur Nächstenliebe in besondern Verhältnissen und Umständen vernehmen.

## 3.

## Auf Reisen.

Wie sich Reisende gegen einander betragen sollen, leuchtet aus der Erzählung von dem wohlthätigen Samaritan sehr schön hervor.

Ein junger Mensch hatte das Unglück auf seiner Reise von Jerusalem nach Jericho von Mördern angefallen, und entsetzlich mißhandelt zu werden. Selbst der Weg nach der Hauptstadt, den doch die Landesein-einwohner oft aus Religionspflicht machen mußten, war unsicher. Dieß macht die damaligen Obrigkeiten dieses Landes verächtlich. Sie verpflichten die Leute zu gewissen Zeiten in der Hauptstadt zu seyn, wovon sie großen Nutzen ziehen, und sorgen doch nicht dafür, daß man sicher dahin kommen kann! Aber welche Niederträchtige, welcher Auswurf von Menschen, die sich eben in solchen Gegenden aufhielten, die von wehrlosen, gutmüthigen Menschen besucht wurden, um diese zu plündern, und noch dazu zu mißhandeln. Ein

Ein Priester und ein Levit gehen ohne weiters an dem schwer verwundeten Unglücklichen vorbey. Welche Hartherzigkeit, und zwar an Menschen, die gemäß ihrer Erziehung mehr Bildung, und gemäß ihres Amtes mehr Pflicht zum Mitleiden, und zur Hülfe haben sollten, als andere ihrer Mitmenschen! — Gewiß wahre Liebe läßt sich nicht geben und nicht befehlen.

Ein Samaritan geht hin, setzt den Verwundeten auf sein Thier, begiebt sich mit ihm in eine Herberge, und läßt ihn auf seine Kosten verpflegen, indem er Geschäfte halber weiter reisen mußte. Wer muß dieß nicht edel, und schön finden, und erst recht edel darum, weil der Samaritan keine Notiz von der Religion des Verunglückten nimmt, die damals gar oft zum Deckmantel der Härte und Feindseligkeit mißbraucht wurde.

Könnte man es anschaulicher, eindringender sagen, wie sich Menschen, die übrigens einander gar nichts angehen, in gar keiner Verbindung mit einander stehen, gegen einander verhalten sollen, als es hier Jesus thut? Wie treffend beantwortet Er die von den meisten Lehrern sehr schwierig befundene Frage: Wer ist mein Nächster? Und wie nicht minder treffend setzt Er hinzu: „Gehe hin, und mache es so". Luk. 10., 37.

## 4.
## Bey Besuchen.

Wie sich christliche Personen bey Besuchen unterhalten können, davon geben uns Maria und Elisabeth ein vortreffliches Beyspiel. Die Vorsehung wollte sie zu außerordentlichen Werkzeugen bey der Erlösung durch Jesus brauchen: sie wußten dieses, und hatten dafür ein Unterpfand, das ihre Herzen mit Anbethung und Dank erfüllte, welches aber auch zugleich von der Art war, daß sie sich darüber mit ihren übrigens sehr vertrauten Personen nicht unterhalten, oder auch nur rechtfertigen konnten. Eine ganz eigne Lage: sie mußte eine gebildete Person zu den erhabensten Empfindungen stimmen, zugleich aber auch ihren Geist mit stiller Wehmuth erfüllen. Was in einer ähnlichen Lage ein jeder gute Mensch suchen würde, das suchte auch Maria, nämlich Mittheilung. Nach einer für sie in aller Hinsicht sehr beschwerlichen Reise langt sie in dem Hause ihrer nicht mehr jungen Freundinn an, und ist entschlossen, sie mit Gelegenheit von ihrer Lage zu unterrichten. Allein wie erstaunte sie, als sie von Elisabeth mit einem Gruße empfangen wurde, der ihr keinen Zweifel mehr übrig ließ, daß derselben ihr Zustand bekannt sey. Hier sieht sie sich das erstemal nicht verkannt, nicht mißverstanden — sieht sich das erstemal geehrt und anerkannt für das, was sie war. Nun weiß aber auch ihr Mund

nicht Worte genug zu finden, das auszudrücken, was ihr Geist dachte, und ihr Herz empfand. Ihre Rede ist nicht an Elisabeth gerichtet, ihre Seele konnte sich jetzt auf den engen Kreis der Freundschaft nicht beschränken. Begeistert von dem Gedanken: „Jehovah nimmt sich durch dich neuerdings seines Volkes an“, hat sie stets das Ganze lebhaft vor Augen, und sieht es schon in den Zeiten ihrer königlichen Voraltern angebahnt. Alle ihre Worte athmen die erhabensten Gefühle der Anbethung, der Demuth, des Dankes, der Freudigkeit, der Vaterlandsliebe, und machen sie einem jeden unpartheyischen Leser ganz besonders verehrungswürdig. Wie werden nicht zwey Frauenspersonen von so einem gebildeten Geiste und einer solchen vorzüglichen Herzensgüte einander ermuntert, erbaut, unterhalten haben! Die Gelehrten stritten über Ort und Zeit, die Politiker berechneten die unfehlbaren Folgen des Meßias, der große Haufe hatte nur für seine körperliche Bedürfnisse Sinn, und einige ärgerten sich an dem, was vorgieng. Maria und Elisabeth hatten — besassen den Schatz, und freuten sich dessen in der Stille, und vergassen darüber alles Andere, was die Leute aus demselben machen würden. Solche Besuche, solche Mittheilungen, solche Freundschaftsbezeugungen leitet das Christenthum ein! — Und etwa nur für die ersten Zeiten? —

## 5.
## Bey Ergötzlichkeiten.

Man hat dem Evangelium oft den Vorwurf gemacht, daß es den Menschen traurig, und für Vergnügen unempfänglich mache. Allein wer dasselbe näher kennt, ist von dem Gegentheil vollkommen überzeugt. Der Herr selbst war so wenig ein Feind von den vernünftigen Ergötzlichkeiten, daß ihm seine Feinde sogar den Vorwurf machten, er sey ein Unmäßiger, ein Säufer. Nämlich er ließ sich zur Mahlzeit einladen, gieng sogar auf Hochzeiten, und nahm selbst seine Jünger mit dahin. Merkwürdig, und die vollkommenste Vertheidigung für den Herrn ist es, daß ihm seine Feinde weiter nichts vorwerfen, als daß er zu öffentlichen Ergötzlichkeiten gieng: gegen sein Betragen selbst dabey konnten sie nichts einwenden. Er war und blieb sich stets gleich, wo er immer war. Ueberall behauptete er auf die liebenswürdigste Weise den Charakter eines Abgesandten der Gottheit, und wahrer Heiligkeit. Mit der edelsten Ruhe tritt er unter seine Freunde hin, bey den feyerlichsten Lustbarkeiten übersieht er elende Menschen nicht, auf die natürlichste Weise weiß er einen jeden Umstand zu benutzen, das einzig Wichtige und Nothwendige heraus zu heben, und im schönsten Lichte darzustellen, seine Erinnerungen, Ermahnungen sind so fein und schonend, daß sich auch der, den sie treffen, nicht beleidiget

get finden konnte. Hätte es auch Jesus wohl noch anschaulicher machen können, als er es wirklich that, daß er den Seinigen recht viel Freude machen wolle. Eben eine der vorzüglichsten Religionsübungen, die Er veranstaltete, ist ein Abendmahl. Und um ein Abendmahl soll es ja nichts Trauriges seyn. Bedenken wir noch vollends, daß der Herr einigemal mit und ohne Parabeln von himmlischen Freuden sprach, von einem Schooße Abrahams, in welchem der arme Lazarus für seine Leiden, deren er hienieden so viele duldete, entschädiget wurde: von einem Abendmahl, das Er einst in Gottes Reiche in seiner Fülle geniessen wolle, Luk. 22, 16. von einem Weine, den Er erst in Gottes Reiche neu trinken werde, Mark. 14, 25. von Engeln, die vor Gottes Angesicht sind, und überhaupt von einem reichlichen Ersatze für alles das, was man hier, sey es auch, was es immer sey, für das Gute opfert, so muß man bekennen, daß Jesus ganz und gar kein Feind von Freude und Ergötzlichkeiten, vielmehr ein außerordentlicher Beförderer derselben sey: man muß nur so viel sittliche Bildung errungen haben, daß man keinen Geschmack an grob sinnlichem Genuße suche oder finde.

Was das Letzte betrifft, giebt der Herr einen sehr wichtigen und treffenden Wink. Er spricht: „Merket auf euch, daß euer Herz nicht durch Rausch,

oder

oder zeitliche Sorgen gefühllos werde". Luk. 21. Gefühllosigkeit, Mangel an Empfindung, Tod für das Höhere, Bessere ist nach der Lehre Jesu die nachtheiligste und natürlichste Folge der Ueberladung, der Unmäßigkeit: aber diese Unmäßigkeit rührt nicht immer von Speise und Getränk her, sie kann eine Folge anderer vielleicht eben so eigennütziger Zwecke seyn, kann wohl auch aus übertriebener Verläugnung des Genußes herrühren, kann sich wohl auch in der Einsamkeit und bey strenger Lebensart einfinden. Gewiß Jesus beweißt es in einem jeden Worte, daß er das menschliche Herz bis auf den Grund kenne.

Paulus war auch so wenig als sein Meister ein Feind menschenwürdiger Freuden. Er schreibt an die Röm. 12: „Freuet euch mit den Fröhlichen". Und die Philipper ermuntert er zur Freudigkeit mit den Worten: „Freuet euch stets in dem Herrn".

Johannes bezeugt öfters, daß er ganz vorzügliche Freuden genieße. Unter andern schreibt er, daß ihm nichts Angenehmers widerfahren könne, als wenn er sehe, daß seine Zöglinge nach der Wahrheit wandeln. Joh. 3.

Das Evangelium kann den Menschen sogar auf den Punkt erheben, daß er selbst bey Leiden und grausamen Verfolgungen heitern und fröhlichen Muthes seyn kann. So will es der Meister haben, denn er spricht:

„Selig

„Selig sind diejenigen, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit wegen: freuet euch und frohlocket, wenn sie alles Böse wieder euch sagen und lügen, denn euer Lohn wird groß in dem Himmel seyn". Matth 5.

6.

## In Gesellschaften.

Wenn wir für eine Gesellschaft, einen Kreis von Menschen Achtung haben sollen, so müssen es wohlgeordnete, gute Menschen seyn: und wenn wir für sie mehr Achtung als für eine gewöhnliche Gesellschaft haben sollen, so muß sie aus Menschen bestehen, welche eine geläuterte, richtige Erkenntniß haben, über die gewöhnlichen Vorurtheile und die verderbliche Gleichgültigkeit in den wichtigsten Angelegenheiten erhaben sind, dabey aber Niemand zur Last fallen oder wehe thun. Eine solche Gesellschaft machte der Herr mit seinen Freunden aus. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, sich einen großen Anhang unter dem Volke zu verschaffen. Niemand war mehr als Er überzeugt, daß die damaligen geistlichen und weltlichen Vorsteher nichts taugen. Deßohngeachtet richtete Er nicht die mindeste Unruhe an, hielt die Leute zum Gehorsam gegen die Obrigkeiten an, und bestrebte sich hingegen aus allen Kräften das Wichtigste, das ist, Belehrung, Besserung, Erlösung zu bewirken, und opferte diesem edelsten Be-

rufe

ruſe Bequemlichkeit, Gut und Blut. Seine Vertrauten traten in die nämlichen Fußſtapfen. Von ihren Zuſammenkünften ſteht geſchrieben: „Sie verharrten einmüthig im Gebethe, im Brodbrechen, ſie hatten alles gemein, waren Ein Herz und Eine Seele“. Akt. 2, 42. Wem dieß zu klöſterlich ſcheint, bedenke, daß eben dieſe Perſonen zum Heile der Menſchheit außerordentlich geſchäftig waren. Dieſe ſtillen, ruhigen, frommen Seelen waren es eben, die alle Länder durchreiſten, mit Feuereifer die Erlöſung durch Jeſum verkündeten, unglaubliche Schwierigkeiten überwanden, und mit unerſchütterlicher Treue aushielten. Ihre religiöſe Zuſamenkünfte bleiben das Muſter für alle Zeiten. Paulus ſagt es den Korinthern freymüthig, was er daran lobens- und tadelnswerth finde I. Kor. 1, 2, 17. Wie würde er über manche der jetzigen chriſtlichen Zuſammenkünfte ausrufen: Daran kann ich euch nicht loben. I., 11.

## 7.

## In verſchiedenen Schickſalen.

Das, was man Schickſal nennt, iſt nach der Lehre des Evangeliums Fügung, Schickung Gottes. „Ihm iſt nicht das Geringſte unbekannt, auch die Haare unſers Hauptes hat Er gezählt“. Matth. 10. „In Ihm leben, ſchweben, ſind wir. Akt. 17. Auch

die

die geringfügigsten Umstände unsers Lebens stehen unter Seiner Vatersorge, und können in seiner Hand von sehr wichtigen Folgen werden. Diese Lehre nun ist zur Erweckung und Beförderung wahrer Menschenliebe ungemein zuträglich. Denn ihr zufolge ist uns kein Mensch zu keiner Zeit gleichgültig. Unser Zusammenkommen mit Menschen, die wir auch übrigens nicht kennen, ist uns ein Wink von unserm Vater, als Kinder des Heiligen, Allwissenden zu handeln, und uns seiner würdig zu machen. Bey einer solchen Gesinnung würde es nicht heißen: was geht der mich an, was habe ich davon? und was dergleichen lieblose Aeußerungen mehr sind. Man würde sich vielmehr freuen, an ganz Unbekannten seine gute Gesinnung zu beweisen, ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen, sich mit ihnen auf eine gute Art zu freuen, freylich auch wenn es vonnöthen wäre, ihren Unarten nachdrücklich zu widerstehen, und ihre böse Absichten zu vereiteln. Dieses Letzte wird da, wo man einander nicht kennt, durch die Unbekanntschaft selbst sehr erleichtert: denn der Fremde darf auf gewisse Verhältnisse, wodurch die Behauptung der Wahrheit und Gerechtigkeit bisweilen sehr erschwert wird, keine Rücksicht nehmen, und über Fehler und Gebrechen seine Rüge freymüthig vortragen. Gewiß man sollte es sich zur größten Ehre rechnen, von Gott in diesem Berufe zu Menschen geschickt zu werden; man

sollte

sollte es auch mit innigstem Dank annehmen, wenn Gott uns solche Menschen schickt. Auf diese Art könnten Schicksale in aller Hinsicht sehr erwünschlich und nützlich werden.

## 8.
## Durch Gastfreundschaft.

Zu der Gastfreundschaft ermahnt Paulus mit den Worten: „Unterlasset die Gastfreundschaft nicht, und erinnert euch, daß auch schon Engel als Gäste aufgenommen wurden". Hebr. 13, 2. Petrus spricht: „Seid gastfreundlich ohne alle Nebenabsicht". I. Petr. 4, 9.

## 9.
## Christliche Liebe zwischen Aeltern und Kindern.

Die Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern, und dieser gegen die Kinder lehrt das neue Testament an vielen Stellen. Paulus schreibt z. B. an die Ephes. 6: „Kinder gehorchet euern Aeltern in dem Herrn, denn dieß will Er. Das erste Geboth, dem eine Verheißung beygefügt ist, heißt: „Ehre Vater und Mutter, damit dir es wohl gehe, und du lange lebest auf Erde. Die nämliche Wahrheit schärft er auch den Kolossern ein Kap. 3. Der Herr vertheidiget die Pflicht der Kinder gegen ihre Aeltern mit Würde und Nachdruck wider die Pharisäer,

risäer, welche den abscheulichen Unfug trieben, daß Kinder, anstt ihren Aeltern zu helfen, ein Opfer auf den Altar brachten Matth 15. Ueberhaupt sucht uns das Evangelium auf den einzig wahren Gesichtspunkt zu erheben, der die reinste Liebe zwischen Aeltern und Kindern hervorbringen und unterhalten kann, beyde nämlich als ein Geschenk, eine Fügung von Gott anzusehen, und als solches zu achten und zu brauchen. Das Vorzüglichste aber, das, was wir eigentlich Jesu in diesem Punkte zu verdanken haben, ist der hohe Werth des Kindersinnes, auf den Er, der göttliche Lehrer, aufmerksam macht. „Dieser ist das Himmelreich", spricht Er Mark. 10, und als seine Jünger dieselben zurückweisen wollten, verwies Er es ihnen und sagte: „Lasset immer die Kleinen zu mir kommen. Mark. 10. Ja Er stellte sogar ein gutmüthiges Kind ihnen zur Nachahmung vor, uud schloß seine Ermahnung mit den wichtigen Worten: „Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so könnet ihr an dem Himmelreiche nicht Theil nehmen Matth. 18. Wer hat auch je ein gutartiges Kind beobachtet, und findet die Lehre Jesu nicht äußerst treffend, und dankt ihm nicht für so manches Gute und Wahre auch über diese Gegenstände, welches uns ohne Ihn wohl entgangen wäre!

## 10.
## Zwischen Obrigkeiten und Unterthanen.

Wie der erleuchtete Christ die Obrigkeit ansehen und achten solle, lehrt Paulus an die Röm. 13. ausführlich. Er schreibt unter andern: „Eine jede Person sey einer höhern Macht unterthan: denn alle Macht ist als von Gott verliehen, zu betrachten. Wer sich dieser widersetzt, widersetzt sich Gottes Anordnung. Die Fürsten sind nicht da, daß sie um des Guten, sondern um des Bösen willen Furcht erwecken. Willst du ihre Macht nicht fürchten, so thue nichts unrechtes, und es wird dir zum Lob gereichen. Denn der Fürst ist ein Werkzeug Gottes, Segen zu verbreiten. Seyd gehorsam nicht blos um der Strafe, sondern um des Gewissens willen. Beobachtet gegen Alle eure Schuldigkeit, entrichtet Zoll und Abgaben; wenn ihr Zoll und Abgaben schuldig seyd, erweiset Ehrfurcht, wem Ehrfurcht gebührt", u. s. w. Petrus ertheilt die nämliche Ermahnung, und zwar nach seiner Art kurz und nachdrücklich: „Aus Ehrfurcht vor Gott seyd also jeder obrigkeitlichen Macht unterthan, es mag sie ein König als der Erste im Staate, oder mehrere Vorsteher ausüben: betragt euch gegen sie als Personen, welche von Gott verordnet sind, die Lasterhaften zu züchtigen, und den Untadelhaften Gutes zu erweisen". I. Petr. 2.

Diese

Diese Gesinnungen nahmen diese Männer in der Schule desjenigen an, der sich am stärksten gegen seine Obrigkeiten zu beklagen Ursache gehabt hätte, und doch lehrte: „Die Schriftgelehrten und Pharisäer üben die durch Moses eingeführte, obrigkeitliche Macht aus: was sie euch als solche befehlen, das thut und haltet, als Menschen aber machet es ihnen nicht nach". Matth. 23. Aber lehrte nicht auch der nämliche: „Lasset euch nicht Meister, nicht Gnädige nennen; Einer ist euer Meister". Matth. 23. Gewiß äußerst wichtige Worte! Die erleuchteten Diener Jesu erinnern auch gar oft grosse und kleine Herren an ihre Schuldigkeit. Johannes der Täufer hatte Muth, einem Fürsten, der Aergerniß gab, laut zu sagen: „Dieß ist dir nicht erlaubt". Paulus fordert von Titus, daß er sich vor allem als ein Beyspiel eines guten Lebens erzeige, Tit. 2, und entwirft in seinem Schreiben an Timotheus ein Bild von einem geistlichen Obern, das wohl nach seinem ganzen Umfange realisirt werden sollte. Stärker kann man wohl aber auch die Nachläßigkeit eines Vorstehers nicht schildern, als er es gethan hat. Er spricht: „Wer aber seine Untergebenen, besonders seine Hausgenossen, nicht besorgt, wird untreu an seiner Religion, und ist schlechter als ein Heyde." I. Tit. 5.

## 11.
## Im Wehrstande.

Wenn man Soldaten recht kurz und bündig sagen wollte, wie sie sich gegen ihre Mitmenschen besonders im Kriege zu verhalten haben, so kann man dieß sehr treffend mit den Worten des Täufers thun. Lukas berichtet, daß unter andern auch Militärpersonen zu Johannes gekommen seyen, und ihn gefragt haben: „Was sollen wir thun"? — Er gab zur Antwort: „Füget Niemand ein Leid oder eine Unbild zu, und seyd zufrieden mit eurem Solde". Luk. 3, 14. Ferners haben sich auch in der Geschichte Jesu und seiner Apostel mehrere Offiziere durch eine edle Geradheit und einen unverdorbenen Sinn für alles Wahre und Gute rühmlichst ausgezeichnet und bewiesen, daß wahres Christenthum mit dem Wehrstande gar wohl vereinbar ist.

## 12.
## Im Lehrstande.

Von einem guten, wahrhaft christlichen Lehrer fordert Paulus, daß er nicht blos auf den wissenschaftlichen Fortgang seiner Zöglinge bedacht sey, sondern daß er sich besonders ihre sittliche Bildung angelegen seyn lasse. Er giebt dieses ziemlich fein zu verstehen. „Ihr möget euch vieler Lehrmeister rühmen, habt ihr aber auch so viele Väter„? I. Kor. 4, 15. Und

wer

wer kann sagen, daß die Forderung Paulus übertrieben sey? Jesus stellt einen guten Lehrer unter dem schönen Bilde eines guten Hirten dar, dem er den Mietling entgegen setzt. Petrus faßt eben dieses Bild auf, die Vorsteher der christlichen Gemeinen an ihre Pflicht zu erinnern, und sagt dann: „Wenn der erste aller Hirten wieder kommen wird, so wird euch eine unverwelkliche Ehrenkrone zu Theil werden“. I. Petr. 5.

13.

## Als verheurathet und unverheurathet.

Jesus dringt sehr nachdrücklich darauf, daß Eheleute ihre Verbindung als Gottes Werk ansehen sollen. Denn von ihnen gilt, was Er spricht Matth. 23: „Was Gott zusammen fügte, das soll der Mensch nicht trennen. Zugleich drang Er mit Ernst darauf, daß der Ehestand in seine erste, ursprüngliche Würde eingesetzt würde, denn er erklärte sich sogleich in seiner ersten Anrede sehr feyerlich: „Man hat zwar ehemals gesagt: Wer immer eine Frau entläßt, der gebe ihr einen Scheidebrief. Ich aber sage euch, daß Alle, welche ihre Frauen entlassen, ausgenommen des Ehebruchs wegen, Ursache zum Ehebruch geben, und wer eine Entlaßene eheliget, ist ein Ehebrecher“. Matth. 5.

Paulus vertheidiget die Ehrwürdigkeit des Ehestandes aus ganz eignen Gründen. Er schreibt an die

Ephes. 5. „Wie die Kirche Christo unterthan ist, so seyen es auch die Frauen ihren Männern in Allem. Männer liebet aber auch euere Frauen, wie Christus seine Kirche liebte, und sich für sie hingab. Er giebt auch sonst eine weise Anleitung für mancherley Angelegenheiten dieses Standes". I. Kor. 7. Petrus I. 3. äußert die nämlichen Gesinnungen, und erinnert an die heiligen Frauen der Vorzeit. Wenn der Ehestand aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, und nach diesen Vorschriften gehalten würde, so wäre er wohl niemals, zu was man ihn leider nicht selten macht, ein Wehestand.

Ueber den Stand der Ledigen spricht der Herr, daß ihn einige wählen, um desto ungehinderter Gutes zu wirken, welches sich aber nicht von Allen fordern oder erwarten läßt. „Es giebt einige, welche sich des Himmelreichs wegen beschnitten haben". Matth. 10. Er fordert aber zugleich unverbrüchliche Herzensreinigkeit. „Nur denen, die reines Herzens sind, wird die Seligkeit zu Theil, Gott zu schauen". Matth. 5. Er erklärt auch: „Wer ein Weib aus Begierlichkeit ansieht, hat mit ihr schon die Ehe gebrochen". Paulus preist den hohen Werth des jungfräulichen Standes an mehrern Stellen: Er äußert an die Kor. I. 7. den Wunsch, daß alle Personen so seyn möchten, wie er ist, und versichert den Unverheuratheten, daß es gut wäre, wenn sie so,

wie

wie er, blieben. Nämlich er erwartet von Unverehlichten, daß sie sich um das Evangelium um so mehr annehmen würden, wenn sie von der Sorge, eine Familie zu ernähren, frey wären. Er erklärt aber auch feyerlich, daß er dieses nicht Befehlweise gesagt, sondern als einen guten Rath vorgetragen habe, besonders auch wegen den bevorstehenden Drangsalen. Er nimmt es auch Niemand übel, der seinen Rath nicht befolgt, sagt den Verheuratheten ausdrücklich, daß sie bleiben sollen, wie sie sind, und rathet denjenigen, welche eine heftige Neigung zum Ehestand fühlen, sich zu verheurathen. Von einem Verboth des Ehestandes ist er so weit entfernt, daß er dasselbe unter die Zeichen der letzten, antichristlichen Zeiten rechnet. I. Tim. 4.

Wer aus Bequemlichkeit, Noth, übler Laune, Eigennutz u. d. gl. unverehlicht bleibt, glaube es ja nicht, daß seine Enthaltsamkeit evangelisch sey. Denen aber, die den ledigen Stand zu Lasterthaten mißbrauchen, spricht Paulus das schreckliche Urtheil: „Sie werden nicht in das Himmelreich eingehen". II. Kor. 5.

## 14.
## Im Glücke.

Eigensinn, Stolz, Müßiggang sind die gewöhnlichen Folgen eines ausgezeichneten Glücks bey denen Menschen, welche keine wahre Herzensgüte haben.

Allein eben ein solches Betragen ist das geradeste Gegentheil des wahren Christenthumes. Ein stolzer, ein müssiger, ein für seinen Nutzen nur thätiger Mensch ist kein Christ. Das einzige Kennzeichen von diesem muß reine Liebe seyn. Ohne diese verdient er seinen Namen nicht. Das Christenthum oder die ernstliche Befolgung der Lehre Jesu ist also gerade dasjenige, was uns in den Stand setzt, auch in dem Falle die Würde eines guten, edeln Menschen zu behaupten, wenn besonders günstige Umstände uns von andern Menschen unabhängig machen. In dieser Lage vorzüglich ist das Wort des Herrn anwendbar: „Lernet von mir, indem ich sanftmüthig bin und demüthig von Herzen“. Matth. 11. Paulus ermahnt die Vorgesetzten ins besondere, daß sie andern nicht mit Stolz und aus eitler Ehre, sondern mit Demuth vorstehen. Philip. 2. Er fordert hier nichts anders, als was er in der Schule Jesus gelernt hatte, der unter andern die merkwürdige Lehre ertheilt: „Wer unter euch der Größere seyn will, werde euer Diener“! Matth. 20. Nur Menschen von dieser Gesinnung bleiben im Glücke und im Ansehen das, was sie sollen.

## 15.

## Im Unglück.

Aendern, was man ändern kann, verbessern, was einer Verbesserung bedürftig ist, den Muth nicht

sinken

sinken lassen, und von Gottes Fürsehung das bessere erwarten: dieß ist die Hauptsache von allen Leiden, verschuldeten sowohl, als unverschuldeten, und diese Hauptsache stellt das Evangelium mit Wort und Beyspiel so deutlich dar, daß ein wahrheitbegieriger Leser desselben unmöglich ohne Trost und Ermunterung seyn kann. Wir finden darin Nachricht von den größten und schmerzlichsten Leiden, und von Menschen, die sie auf die edelste Art ertrugen. Daß der Rechtschffene bey den größten Leiden vergnügter seyn könne als der Böse in dem größten Glücke, sagten wohl mehrere Lehrer des Alterthumes, und einige vorzüglich gute Menschen beweisen dieses durch die That. Aber einen so hohen Muth, eine so reine Freudigkeit, einen so gründlichen Trost, wie das Evangelium darbiethet, finden wir ausser demselben nirgends. Paulus schreibt an die Röm. 5.: „Wir frohlocken in unserm Leiden". Die Kolosser versichert er: „Ich bin fröhlich in meinen Drangsalen." Kol. 1. Petrus lehrt seine Gemeine: „Ihr dürfet euch glücklich schätzen, wennn ihr um der Gerechtigkeit willen etwas leidet". I. Petr. 2.

Allein was sind hier für Leiden gemeynt? — Offenbar unverschuldete, Leiden um der Gerechtigkeit, um der Wahrheit willen. Wem nicht sein Innerstes das Zeugniß giebt, daß er ganz unschuldig, nur um der guten Sache willen ohne alle Nebenabsicht und

ohne

ohne allen Menschenhaß leide, der würde sich einen falschen, gar nicht lange dauernden Trost machen, wenn er die oben angeführten und ähnliche Stellen des neuen Testaments auf sich anwendete. Bey verschuldeten Leiden spricht der Herr ganz anders: „Sieh, sprach er zu dem geheilten Gichtbrüchigen, du bist nun gesund, hüte dich, daß du nicht wieder sündigest, sonst widerfährt dir etwas Aergers". Joh. 5. Bey Matth. 12. beschreibt er den Zustand eines Menschen, der durch besondere Leiden aufgefordert, sich zu bessern anfängt, aber nicht ausharrt, und schließt mit den merkwürdigen Worten: „Der letzte Zustand eines solchen Menschen wird viel ärger als sein erster". Paulus macht in seinen Briefen auf diesen Zustand sehr oft und nachdrücklich aufmerksam; das Wichtigste davon schrieb er an die Kor. II. 7, 10: „Die wahre aus Furcht Gottes entstandene Trauer bewirkt eine Reue zu einer gründlichen Besserung; eine Trauer, welche aus irgend einer eigennützigen, unreinen Absicht entsteht, tödtet vollends den Sinn für das Bessere". Diese Bemerkung ist eine Folge der genauesten Menschenkenntniß. Wenn man die Handlungsweise der Menschen, und die allmählige Bildung ihrer Charaktere beobachtet, so sieht man, daß diejenigen, welche sich durch Unannehmlichkeiten, Unglücke, Krankheiten nicht in ihr Inneres hinein führen lassen, immer weiter von dem rechten Wege abkommen. Gewiß der

wichtig-

wichtigste Grund, Leiden aller Art sorgfältig zur Selbstveredlung zu gebrauchen.

16.

## Christliche Feindesliebe.

Wir kommen nun zu derjenigen Anleitung, welche uns das Evangelium für ein christliches Betragen gegen unsere Feinde giebt. Diese Anleitung heißt: „Liebet euere Feinde"! Diese Lehre ist dem Evangelium ganz eigenthümlich, und dient in den Augen eines jeden wahrheitliebenden Lesers zur vorzüglichen Ehre und Empfehlung desselben. Die besten Lehrer des Alterthumes riethen wohl auch zur Geduld, Versöhnlichkeit u. d. gl. Aber zur Feindesliebe selbst erschwangen sie sich nicht. Das Bekannte: Liebe deinen Freund, und hasse deinen Feind, ist ganz im Sinne der alten Welt. Xenophon legt diesen Satz dem sterbenden Cyrus in den Mund. Cyrop. VII. 7, 28. auch dem Sokrates: Mem. Socr. 6. 35. Solon wünscht, daß er süß den Freunden, bitter den Feinden, jenen ehrwürdig und diesen furchtbar sey. Köppens griechische Blumenlese 2. Th. S. 57. Diese Lehre verdanken wir demjenigen, in dessen Mund kein Irrthum, und in dessen Wandel kein Fehler gefunden wurde. Er spricht Matth. 5.: „Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, damit ihr würdige Kinder euers Vaters in dem Himmel seyd,

der

der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und Regen sendet über Gerechte und Ungerechte. Wenn ihr nur diejenigen liebet, welche euch lieben, was wollet ihr denn euch für einen Lohn versprechen, thun dieß Nämliche nicht auch Leute, welche ihrer Lasterhaftigkeit wegen Allgemein verschreyt sind? Lieben nicht auch böse Menschen ihre Anhänger und Freunde. Liebet auch euere Feinde, dann seyd ihr Kinder des Unendlichen. Luk. 6. Liebet euere Verfolger und Verläumder". Matth. 5. 2c.

Diese Wahrheit, welche allein dem gesunden Menschenverstande und einem unbefangenen Herzen angemessen ist, trug Er bey allen Gelegenheiten vor, und was Er mit Worten lehrte, das bewies er auch in der That. Seine Feinde brachten es durch die niderigsten Ränke dahin, daß er des schmählichsten und schmerzlichsten Todes sterben mußte. Unter unsäglichen Qualen an dem Kreuze hangend sprach er laut: „Vater verzeih ihnen, sie wissen nicht, was sie thun". Mit dieser Gemüthsstimmung gieng Er aus der Welt. Und alle, die sich mit Ernst zu ihm bekennten, dachten und handelten eben so, wie Er. Der erste, welcher um des christlichen Glaubens willen starb, war Stephanus. Er starb wie sein Meister. Unter einem Regen von Steinen, die leidenschaftliche Menschen auf ihn warfen, rief er: „Herr verzeihe es ihnen"! — und so gab er seinen Geist

auf.

auf. Haß, Rache, Feindseligkeit werden verkannt, wo immer das Christenthum Eingang findet, und wer sollte nicht wünschen, daß dasselbe Eingang fände, da Haß und Feindschaft unser Leben so sehr verbittern.

Unter andern Lehren, welche der Herr über das Betragen gegen Feinde ertheilte, ist auch diese: „Ich sage euch, thut Feinden keinen unnöthigen Widerstand, vielmehr biethe dem, der dich auf die rechte Wange schlägt, auch noch die linke dar. Matth. 5. Es mag seyn, daß sich einige durch diese und ähnliche Erklärungen zu einer nicht lobenswerthen Nachgiebigkeit verleiten liessen. Dieß kann aber der Ehre des Evangeliums so wenig als irgend ein anderer Mißbrauch schaden. Der Sinn ist offenbar dieser; ein wahrhaft guter Mensch muß entschlossen seyn, sich eher wehe geschehen zu lassen, als sein Recht so weit zu treiben, daß einem andern dadurch wehe geschehe. Von einer Nachgiebigkeit, welche der Wahrheit oder Unschuld etwas vergiebt, ist das Evangelium unendlich ferne. Der Herr sah es wohl vor, daß Er durch seine Lehre die Pharisäer wider sich aufbringe, darum wich er keinen Finger breit von der Wahrheit ab: Er trug sie vielmehr mit einer solchen Kraft vor, daß ihm selbst seine Feinde nicht widerstehen konnten, zugleich aber auch mit einer solchen Schonung, daß das Volk nicht in Verwirrung gesetzt wurde. Er hätte sich vielleicht wohl durch Arglist aus

der Schlinge ziehen können, allein er hatte zu viel Stärke und Adel des Geistes, als daß Er sich nur eines erniedrigenden Wortes vor seinen Richtern bedient hätte.

Ganz in diesem Geiste lehrte und wirkte auch Paulus. Er schreibt an die Röm. 12.: „Vergilt keinem Böses mit Bösem“, und an die Tessal. I. 5.: „Gebet acht, daß keiner dem Andern Uebel mit Uebel vergelte, sondern befleißt euch einander stets Liebes und Gutes zu erweisen“. Deßwegen aber ließ er mit sich nicht verfahren, wie es den Leuten beliebte: er wußte sich an dem rechten Orte und mit gutem Erfolge auf sein römisches Bürgerrecht zu berufen. Apostelgsch. 22. Widerstand gegen das Böse, ohne allen persönlichen Haß, die schwerste und größte Probe wahrer Menschenliebe, lehrt das Evangelium mit Wort und That wie kein anders Buch, und wer sich den Geist desselben eigen gemacht hat, wird sich auch bey allen Gelegenheiten gegen feindlich Gesinnte auf eine gute Weise, d. i. bald mit Ernst bald mit Witz, mit Nachgiebigkeit oder Widerstand, wenn es die gute Sache fordert, selbst zu seinem Schaden benehmen.

## VI.
## Beschluß.

Ich würde an kein Ende kommen, wenn ich alle die schönen, vortrefflichen, geistreichen Stellen des

Evange-

Evangeliums ausheben wollte, in denen wir zu der reinsten Liebe ermuntert werden. Ich traue es auch meinen Lesern zu, daß sie sich selbst mit demselben zu ihrer eigenen Erbauung beschäftigen. Ich mache also zum Beschluß nur noch auf folgenden sehr wichtigen Vorzug des Evangeliums aufmerksam.

Wem dringt sich nicht bey tausend Gelegenheiten der lebhafteste Wunsch auf, daß doch die Menschen einander mit wahrer, unverstellter Liebe zugethan wären: wenn doch unter uns weniger Haß, Feindseligkeit, Eigennutz, Falschheit wäre. Wer fühlt aber auch nicht bey der treuesten Verwendung die gewaltigen und entsetzlichen Hindernisse, welche der Begründung und Behauptung wahrer Menschenliebe in dem Wege stehen: Viel, sehr viel kömmt dabey auf einen jeden aus uns an, aber viel, sehr viel können wir nicht ändern, können es nur wünschen. Wer wird die mächtigen Hindernisse heben, wer wird die fehlerhaften Verhältnisse, welche wie eiserne Wände die Menschen von einander trennen, aufheben? — Nichts, oder das **Christenthum.** Es hat schon sehr viel zur Bildung und Beseligung unter den Menschen bewirkt, es wird seinen erhabensten Endzweck vollkommen erreichen, was ihm auch immer in dem Wege stehen möge. Das Christenthum nämlich besteht nicht blos in Worten, der Stifter desselben **lehrte** nicht blos: Er machte auch die wirk-

samsten Anstalten zur Belehrung und Beförderung der reinsten Menschenliebe: die Religion Jesu besteht nicht blos in einem Bekenntniß, sie ist That und Kraft, sie ist ein Reich, in dem die edelste Thätigkeit und die zweckmäßigste Ordnung herrscht. Dieß ist eben der große Vorzug des Christenthumes vor Allem, was sonst gute und weise Menschen veranstaltet haben, es sucht die Liebe allgemein und herrschend zu machen, und also unsre besten Wünsche in Erfüllung zu bringen. Der Geist Jesu ist der Geist der Liebe, der innigsten, aber auch der allumfassendsten, alle unsre Verhältnisse ordnenden Liebe. Vor allem muß dieser Geist in uns wirken, unser Herz in Ordnung bringen, um dann auch ausser uns, in unserm Kreise, in der Gesellschaft wirksam zu werden.

Streben wir nach diesem Geiste, und wirken wir mit ihm, er wird uns nicht nur dem Namen nach, sondern in Wahrheit zu Brüdern machen, und in den Stand setzen, den Segen und das Heil einer wahrhaft christlichen Lebensweise zu geniessen, wie ihn auch einst die treuen Schüler Jesu hienieden genossen.

---

### Druckfehler.

| | | |
|---|---|---|
| Seite 40 | statt Vorgange . . . . . . . | lies Vorrange. |
| 49 | statt haen . . . . . . . . | lies haben. |
| 51 | statt betreten . . . . . . . | lies beytreten. |
| 75 | die dritte Zeile soll die vierte seyn. | |
| 155 | statt Satt . . . . . . . . | lies Statt. |
| 198 | statt Menschenliibr . . . . . , . | lies liebe. |
| 206 | statt wenn ihr . . . . . . . | lies wem. |

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Johann Michael,

Ueber Menschenliebe Ein Lehrbuch zur Weckung und Begründung guter Gesinnungen

München 1805

Ph.pr. 1074 t
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041808-8